

Erziehung zwischen 1920 und 1940

Objekttyp: **Chapter**

Zeitschrift: **Quellen und Forschungen zur Bündner Geschichte**

Band (Jahr): **33 (2016)**

PDF erstellt am: **18.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

5 Erziehung zwischen 1920 und 1940

5.1 Pädagogische Grundannahmen der Zwischenkriegszeit

Eine grosse Ambivalenz prägte Europa in der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg und diese spiegelte sich auch in der Pädagogik. Die einen sehnten sich nach einer vorindustriellen Welt; traditionelle Werte sollten die Gespenster der Modernisierung bannen, die eine beängstigende und schlecht steuerbare Dynamik entfaltet hatte. Andere feierten genau diese Dynamik und begrüßten die neuen Gestaltungsmöglichkeiten und die Entstehung eines «neuen Menschen». Einig war man sich, dass die sozialen Probleme – vor allem die Spaltung in eine Klassengesellschaft – dringend nach politischen Lösungen verlangten.⁴

Der Erziehung wurde in dieser Zeit eine grosse Bedeutung zugesprochen. Um sie kümmerten sich im 20. Jahrhundert die Familie, die öffentliche Schule und der Staat in einem weiteren Sinn. Im Hinblick auf die Familie sah man in der *bürgerlichen Familie* die hauptsächliche Hüterin der Erziehung. Eltern, insbesondere Mütter, hatten dafür zu sorgen, dass Kindern Werte, Traditionen, Rituale und Regeln weitergegeben wurden. Sie waren verantwortlich dafür, dass ihre Kinder zu lebensfähigen und verantwortungsbewussten Erwachsenen heranwachsen. In bürgerlichen Kreisen waren Kinder längst nicht mehr «kleine Erwachsene», die mitverdienen mussten. Kleine Kinder bis sieben Jahre wurden als nachahmende Wesen betrachtet. Kinder bis zwölf oder vierzehn Jahre hatten vornehmlich in der Schule zu lernen, trugen aber keine ökonomische oder andere Verantwortung, da sie als noch nicht urteilsfähig angesehen wurden.

Bürgerliche Kinder hatten also einerseits das Privileg, sowohl spielendes Kind wie Schülerin oder Schüler zu sein, andererseits wurden sie von den Erwachsenen weniger ernst genommen als die mitarbeitenden und mitverdienenden Kinder der Unterschichten. Das Bürgertum formulierte zudem den Anspruch, die Kinder demokratisch zu erziehen. Dieser Anspruch konnte jedoch innerhalb der Familie kaum eingelöst werden, solange die bürgerliche Familie ihren Mitgliedern ein undemokratisches Weltbild vermittelte. Weder Frauen noch Kinder verfügten über gesellschaftliche Rechte. Die Erziehung war auf klare Geschlechterrollen festgelegt, die an die nächste Generation weitergegeben werden sollten; die Unterordnung der Kinder galt als unbestritten.⁵ Der Widerspruch zwischen dem Anspruch an eine demokratische Erziehung und der Verweigerung gesellschaftlicher Rechte wurde nicht wahrgenommen. Ebenso wenig war man bereit oder fähig anzuerkennen, dass es neben dem

bürgerlichen Familienideal noch andere Familienbilder gab – zum Beispiel bei den Fahrenden –, oder dass es Familien gab, die aus purer Armut nicht in der Lage waren, den bürgerlichen Idealen nachzuleben.

Kinder aus solchen Familien lernten früher als Bürgerkinder Verantwortung zu tragen. Anders als in bürgerlichen Familien mussten sie weiterhin mithelfen, die Existenz der Familie zu sichern (vgl. Kap. 2). Deshalb waren sie wohl besser in der Lage, sich die Wirklichkeit selbständig anzueignen, denn sie waren oft sich selbst überlassen. Je dominanter das bürgerliche Bildungsideal wurde, desto weniger wurden diese Kompetenzen allerdings anerkannt. Man sah vor allem das, was fehlte: die Möglichkeit der Unterschichtskinder zum Spiel und die Erziehung zu Ordnung, Sauberkeit und Anstand.

Die *Schule*, als zweite Institution, die für die Erziehung zuständig war, erfasste zwar theoretisch alle Kinder, da sie obligatorisch war. Sie wurde aber von vielen armen Familien nicht ernst genommen oder konnte aus ökonomischen Gründen nicht ernst genommen werden.⁶ So war sie nur beschränkt in der Lage, Schicht bedingte Defizite in der Erziehung aufzufangen. Angesichts des wachsenden Schulstoffs wurde ihr die zusätzliche Aufgabe der ‹Menschenbildung› zu viel. Sie konzentrierte sich – zugespitzt gesagt – auf die Wissensvermittlung und die Disziplinierung. Aufmerksame Lehrkräfte erkannten immerhin infolge des Schulobligatoriums die grossen Unterschiede im schulischen Lernen. Anfangs des 20. Jahrhunderts begannen sie Spezialschulen für die Schulschwachen zu fordern, was den Ausschluss der schwachen Schülerinnen und Schüler aus der Regelschule bedeutete.⁷

Der *Staat* im weitesten Sinn übernahm hingegen im 20. Jahrhundert sehr gezielt erzieherische Aufgaben. Da die Schweiz in der Zwischenkriegszeit noch weit von einer sozialpolitischen Lösung ihres Armutproblems entfernt war, suchte man nach erzieherischen Massnahmen. Es wurde eine Verbindung hergestellt zwischen der Massenarmut, die die Industrialisierung hervorgerufen hatte, und dem Fehlen von Erziehung. Die Annahme dabei lautete: Wenn die neue Arbeiterschicht nicht in den Staat integriert werden kann, muss die Jugendhilfe mit moralischen Mitteln steuern, getreu dem Ansatz: «[...] sollten sich Eltern renitent und unfähig zeigen für bürgerliche Normalität, galt es, die betroffenen Kinder mit einem Milieuwechsel zu retten.»⁸ In der Praxis zeigte dies grosse Wirkung. Das Schweizerische Zivilgesetzbuch von 1912 definierte die ‹Verwahrlosung› als eine Vernachlässigung von Erziehung und schenkte dem Begriff damit eine enorme Bedeutung.⁹ ‹Verwahrloste› Kinder konnten den Eltern weggenommen und zur Erziehung fremdplatziert werden. Die ‹Verwahrlosung› der Jugend wurde als kulturelle Bedrohung wahrgenommen, erstmals sprach man von ‹Schwererziehbarkeit›.¹⁰ Die Jugendlichen – der Begriff tauchte Ende des 19. Jahrhunderts überhaupt erst auf – gerieten in den

staatlichen Fokus, wobei sich die gesellschaftliche Ambivalenz offenbarte: Während die einen diese Jugend verklärten, fürchteten sich die anderen vor ihr.¹¹ Diese Zerrissenheit war für die Zwischenkriegszeit typisch.

Die Fürsorgerinnen und Vormünder, die mit der Elendsbekämpfung betraut wurden, erhielten einen wichtigen erzieherischen Auftrag. Sie definierten Werte und Grundhaltungen, die ihrer Meinung nach eine ‹gute› Erziehung beinhalteten.¹² Dabei orientierten sie sich selbstverständlich an bürgerlich-christlichen Werten. Wurden diese nicht eingehalten, beauftragte man Kinderheime damit, die Erziehung umzusetzen. Oft wurde so aus dem Recht auf Erziehung für die betroffenen Familien nicht nur eine Pflicht, sondern gar eine Strafe. Es ist jedoch zu betonen, dass der Kinderschutz von 1912 zwei Seiten hatte: Die Umsetzung der neuen Regelungen des ZGB erlöste viele Kinder aus schlimmen Verhältnissen und entzog gleichzeitig tausende (aus heutiger Sicht) ungerechtfertigt ihrem ‹Milieu›.

Die Erziehung im Heim war (fast) immer als Ersatz gedacht, wenn die ursprünglichen Erziehungsinstitutionen – insbesondere die Familie und die Schule – nicht genügend griffen. Den Heimen oblag dann der Auftrag, aus den Kindern ‹nützliche Bürger› zu formen. Dabei hatten sie diesen Auftrag weitgehend ohne entsprechende Ausbildung zu übernehmen.¹³ Dies bedeutete allerdings nicht, dass keine Debatte über die ‹richtige› Erziehung stattgefunden hätte.

5.2 Zwei gegensätzliche pädagogische Strömungen

Neben den oben geschilderten Erziehungsvorstellungen werden hier zwei pädagogische Strömungen vorgestellt, die das Erziehungsverständnis in Kinderheimen teilweise beeinflussten. Es handelt sich dabei erstens um die Reformpädagogik der 1920er-Jahre und zweitens um die pietistische Reformbewegung. Die beiden spiegeln in ihrer Gegensätzlichkeit ebenfalls die zeitbedingte Zerrissenheit.

Die Reformpädagogik der 1920er-Jahre

Das erste Drittel des 20. Jahrhunderts entwickelte sich in ganz Europa (und in den USA) zu einer Aufbruchzeit der Reformpädagogik. «[Es] wurden bereits praktisch alle Fragen aufgeworfen, fast alle Ideen schon in praktischen Beispielen umgesetzt, die auch heutige Diskussionen noch prägen», schrieb ein deutscher Erziehungswissenschaftler 1992.¹⁴ Das *Jahrhundert des Kindes* war der Titel eines erfolgreichen Werks

der Schwedin Ellen Key von 1900. Darin forderte sie für die Kinder mehr Liebe und die Hinwendung zur Natur. Die Suche nach Freiheit, Echtheit und Selbstverwirklichung schien ihr und anderen neue Welten zu eröffnen. Das Kind wurde als Inbegriff von Entwicklungsfähigkeit und Naturverbundenheit gesehen. Die Jugend symbolisierte nun Kraft, Aufbruch und Lebensfreude. Die Losung lautete: So wie unsere Eltern wollen wir nicht leben.¹⁵ Junge Erzieherinnen und Erzieher stürzten sich auf die Erkenntnisse der Entwicklungspsychologie. Sie wollten künftig das Kind als frei und autonom betrachten; Impulse sollten von diesem selber ausgehen. Es sollte in Kindergruppen «Selbstregierung» erfahren statt sich der Autorität von Erwachsenen unterzuordnen. Die Zentrierung «auf das Kind» wurde zu einem Leitbegriff der Zwischenkriegszeit.¹⁶ Insbesondere über den Sinn von körperlichen Strafen wurde eine intensive Auseinandersetzung geführt, allerdings blieben die Meinungen dazu geteilt.

Landerziehungsheime und «Kinderrepubliken» schossen aus dem Boden und wurden zu Experimentierfeldern für neue, freiere Erziehungsvorstellungen. Die Reformpädagogen kritisierten die öffentliche Schule als realitätsfremd und verlangten die Einrichtung von «Arbeitsschulen», damit die Kinder einen besseren Bezug zur Praxis gewännen. Ausserdem sollten demokratische Lernformen das Kind besser auf ein Leben in der modernen Zeit vorbereiten.

Die Mehrzahl der praktischen Experimente waren für Kinder aus wohlhabenden Familien gedacht. Die Reformpädagogik blieb eine bürgerliche Bewegung, die auch in der Schweiz ihre Anhänger fand. Einige Heime orientierten sich an deutschen Vorbildern. Das Landerziehungsheim Schloss Glarisegg am Bodensee zum Beispiel führte eine zeitlang eine demokratische «Landsgemeinde» mit Kindern und Erziehenden durch.¹⁷ Ansonsten aber blieb der Einfluss der Reformpädagogen vorab theoretischer Natur.

Die pietistische Reformbewegung

Bereits im 19. Jahrhundert breitete sich im deutschen Sprachraum die christlich-pietistische Reformbewegung aus. Allein in der deutschen Schweiz entstanden bis zur Jahrhundertwende 65 reformierte «Rettungsanstalten» für Kinder.¹⁸ Das pietistische Erziehungsverständnis ging vom doppelten Bösen aus. Es betrachtete den Menschen als von innen verdorben; dieses Übel gaben die Eltern ihren Kindern weiter. Zum inneren Bösen konnten negative äussere Umstände treten. Zusammen mit dem inneren Bösen lösten sie die Verwahrlosung aus. In den Worten des Theologen Ludwig Völter: «[...] verwahrloste Kinder sind solche, welche ohne Verwahrung vor dem Bösen aufwachsen [...]».¹⁹

Die Antwort der pietistischen Erziehung auf die Verwahrlosung war ebenfalls eine doppelte: Erstens mussten Kinder durch die Erziehung ‹verwahrt› werden, damit das Böse keine Macht über sie erlangte. Diese Form der Erziehung wurde als *negative Erziehung* bezeichnet; sie hatte insbesondere die Funktion, Schlimmeres zu verhüten. Zweitens förderte das Verhältnis des Kindes zum Reich Gottes die sogenannte *positive Erziehung*. Nur diese Form der Erziehung konnte die Rettung bringen. Dennoch bestand zwischen Erziehen und Retten eine unauflösbare Spannung, denn Erziehen war menschlich, Rettung dagegen göttlich; ein Gnadenakt, der die ‹innere Umkehr› erst ermöglichte und nicht durch Menschen herbeigeführt werden konnte. Der Erziehung fiel die Aufgabe zu, als Werkzeug für die Umkehr behilflich zu sein.²⁰ Wenn keinerlei Erziehung stattfand, führte dies in den Augen der Pietisten zur inneren und äusseren Verwahrlosung.

Die Pietisten gingen prinzipiell davon aus, dass das Übel der Verwahrlosung mit der ‹richtigen› Erziehung bekämpfbar wäre. Erschwert wurde die Rettung allerdings durch das – wie es die Pietisten wahrnahmen – Versagen der Familie, der Kirche, der Schule und des Staats. Hintergrund ihrer Kritik waren die gewaltigen sozialen Verschiebungen, die insbesondere die Industrialisierungsschübe ausgelöst hatten. Ein Teil der Pietisten – wie die Innere Mission – suchte nach gesellschaftlichen Antworten auf christlicher Basis gegen das Massenelend (vgl. unten), ein anderer Teil bevorzugte den Rückzug in vorindustrielle Werte.

Der schweizerische Staat ging mit erzieherischen bzw. bevormundenden Massnahmen gegen die Armut und das Elend vor, während soziale Massnahmen erst nach dem Zweiten Weltkrieg folgten. Konkret übertrug man die Elendsverwaltung mit einer grossen Selbstverständlichkeit privaten, meist christlichen Organisationen. Es verwunderte unter diesen Bedingungen wenig, dass viele Pietisten die Möglichkeit zur positiven Erziehung in weltabgewandten ‹Rettungshäusern› sahen. Sie füllten ‹die Lücken der Sozialfürsorge – [...] indem sie Anstalten gründeten›.²¹

Als eines der bedeutenden pietistischen Rettungshäuser galt das 1820 gegründete Kinderheim im Wasserschloss Beuggen in Lörrach nahe der Schweizer Grenze. Gegründet hatte es Christian Heinrich Zeller, ab 1877 wurde es schweizerisch geführt.²² Zellers oberstes Ziel bestand darin, die Kinder zur wahren Gottseligkeit zu führen. Für ihn stand die Erziehung der Kinder zu nützlichen Gesellschaftsmitgliedern erst an zweiter Stelle. Dabei war ein Erziehen nur möglich, wenn eine Beziehung zwischen dem Erzieher und dem Kind zustande kam; vom kasernenartigen Drill der ursprünglichen Waisenhäuser hielt er nichts. Die Erziehung in der Anstalt war gleichwohl

durch «Genügsamkeit, Sparsamkeit, Arbeitseifer, Ordnung, Sauberkeit und Bescheidenheit» geprägt.²³ Von den Erziehenden verlangte der Heimgründer Geduld, Heiterkeit und Güte.

Die pietistische Erziehungsauffassung blieb skeptisch bis ablehnend gegenüber den pädagogischen Ansätzen der Reformpädagogik. Die Arbeit, insbesondere in der Landwirtschaft, war für Zeller das prägende Element des Erziehungsalltags. Die Arbeit im Feld wurde zur religiösen, beinahe andächtigen Arbeit überhöht. Neben der Landwirtschaft erhielten die Knaben ein eigenes Gärtchen, an dessen Zustand die Erzieher ablesen wollten, wozu der Junge taugte. Demgegenüber war von den Mädchen, die ebenfalls in der Zellerschen Anstalt lebten, keine Rede.

In Beuggen wurde ein «christliches Familienleben» propagiert, indem man sich von der Organisationsform der militärisch inspirierten «Anstalt» abwandte.²⁴ Allerdings darf man sich unter den «Heimfamilien» keine kleinen Einheiten vorstellen, denn sie umfassten bis zu zwanzig Kinder. Zeller forderte Härte der Erziehenden gegenüber Trotz und Ungehorsam der Kinder. Dies schloss die Körperstrafe explizit ein. Die Demütigung der Kinder als Strafe lehnte er hingegen ab.²⁵ Beuggen hatte eine grosse Ausstrahlung in die Schweiz und beeinflusste etwa die Rettungsanstalt in Freienstein/ZH.

Als weiteres Beispiel sei auf das *Rauhe Haus* in Hamburg hingewiesen. Das evangelische Rettungshaus des Theologen Johann Hinrich Wichern galt – wie Zellers Anstalt in Beuggen – als Werk der Inneren Mission.²⁶ Die Innere Mission war als eine christliche Antwort auf die soziale Frage gedacht und verstand sich als eine Bewegung mit sozialen Zielen. Damit stellte sie sich in Opposition zur vorherrschenden Haltung der Kirche, die sich im Wesentlichen auf persönliche Mildtätigkeit gegen das Massenelend beschränken wollte. In Hamburg lebten und arbeiteten die Erziehenden – fast ausschliesslich Männer – diakonisch.²⁷ Pädagogisch suchte das *Rauhe Haus* gewisse Erneuerungen: Es lag bewusst in Stadtnähe, denn Wichern war der Ansicht, dass Heimkinder nicht aus ihrem Milieu verpflanzt werden sollten. Er setzte sich dafür ein, das Band zwischen dem Kind und dessen (liederlicher) Familie zu zerschneiden. Dadurch würde das Kind in der Anstalt seine neue Familie finden.²⁸ Wichern führte in Hamburg das Familiensystem ein, das heisst er «simulierte» im Heim die Familienstruktur; jeweils ein «Bruder» leitete als väterliche Figur eine Kindergruppe.

Wicherns Ansatz war in der ganzen Schweiz bekannt.²⁹ Die Rettungsanstalt Bächtelen in Wabern bei Bern wurde von einem Schüler Wicherns, Johannes Kuratli, aufgebaut. Sie führte, ebenso wie die Viktoriastiftung in Bern, früh das Familiensystem ein.

Zwischenfazit

Die Reformpädagogik und die pietistische Pädagogik gingen von grundsätzlich unterschiedlichen Menschenbildern aus. Auf drei wichtige Aspekte sei nochmals hingewiesen:

1. Pietistische Erziehung beruhte auf einer «Zwei-Welten-Vorstellung». Die Integration von Heimkindern in die Gesellschaft bildete ein wichtiges Ziel, zentraler aber war ihr Seelenheil für die jenseitige Welt.³⁰ Die Ziele der Reformpädagogik lagen hingegen ganz in der diesseitigen Welt.
2. Beide Ansätze nahmen die Moderne – konkret: die Auswirkungen der Industrialisierung – zum Anlass, pädagogische Reformen zu fordern. Während die Pietisten auf die strukturierte körperliche Tätigkeit des Kindes (vorab in der Natur) setzten, sahen die Reformpädagogen den freien (Gestaltungs-)Willen des Kindes als Ausgangspunkt für die Erziehung. Ein Teil der Reformpädagogen, nicht alle, betonte die Achtung vor dem Kind und seiner Würde. Von pietistischer Seite her blieb die Unterordnung des Kindes in das hierarchische Gefüge der Familie bzw. des Heims unangetastet.
3. Die Reformpädagogik war eine bürgerliche, romantisch geprägte Bewegung, während die Pietisten einen realistischeren Blick auf das Elend der Unterschichtskinder warfen und aus dieser Motivation heraus tätig werden wollten.

5.3 Weitere Einflüsse auf die Heimerziehung der Zwischenkriegszeit

Heinrich Hanselmann (1885–1960)

Heinrich Hanselmann, einer der bekanntesten Schweizer Pädagogen, lebte praktisch zur gleichen Zeit wie Emil Rupflin. Er wurde 1924 der erste Leiter des neu gegründeten Heilpädagogischen Seminars in Zürich und leitete gleichzeitig, sozusagen als Praxisfeld, das Landerziehungsheim Albisbrunn in Hausen am Albis.³¹ Zum Teil erinnern seine Ansichten an die Ansätze der deutschen Reformpädagogik. So stellte auch er das Kind ins Zentrum und verlangte dessen vorurteilslose Beobachtung. Er wehrte sich gegen die Einteilung der Kinder in normale und anormale, sprach stattdessen vorsichtig von Kindern mit Entwicklungshemmungen. Bereits 1917 hatte er Beobachtungsstationen für Kinder gegründet. Sein Ziel war die Persönlichkeitsbildung des Einzelnen, was in der Heimerziehung bedeutete, die

«Zöglinge sozial brauchbar zu machen».³² Anders als die Reformpädagogen befürwortete er eine Abschottung des einzelnen Kindes und eine strenge Kontrolle bzw. Beobachtung, unter anderem um die niederen Triebe im Zaum zu halten.

Dank der Heilpädagogik fasste in den Kinderheimen ein Ansatz Fuss, der für eine Erziehung nach wissenschaftlichen Kriterien plädierte. Damit entstand eine Differenz zur familiären, nicht professionellen Erziehung, die in den Folgejahren für die pädagogische Entwicklung in den Heimen wegleitend wurde.

Die Heimkritik von Carl Albert Loosli (1877–1959)

Nach dem Ende des 19. Jahrhunderts, das schon als «Anstaltsjahrhundert» galt, stieg die Anzahl der Kinderheime in der Schweiz weiter: 1910 waren es 300 Anstalten mit circa 16'700 Plätzen; 1920 bereits 344 Anstalten mit 19'000 Plätzen. Im Durchschnitt nahm allerdings die Anzahl der Plätze pro Einrichtung ab. Über die meisten Plätze verfügten die katholischen Heime (9'052), gefolgt von den reformierten (5'965), während die Platzzahl nicht konfessioneller Heime gering war (2'154). 1920 existierte für jeden achtzigsten Jugendlichen in der Schweiz ein Heimplatz, was ein höherer Wert war als in Deutschland.³³

Dass im folgenden Jahrzehnt sowohl die Zahl der Anstalten wie der Plätze zu sinken begann, hatte unter anderem mit der heftigen Heimkritik von Carl Albert Loosli zu tun.³⁴ Loosli war ebenfalls ein Zeitgenosse von Emil Ruppelin. Als uneheliches Kind verbrachte er seine Jugendjahre in verschiedenen Schweizer Heimen. Später arbeitete er als Journalist und Schriftsteller mit beachtlicher Zivilcourage. Loosli kritisierte die «Fabrik-Methoden» in den Heimen, wo die Kinder wie Schablonen behandelt würden. Heime nannte er «Schandmale der Menschheit» mit einer «stumpfsinnigen, sadistischen Erziehungsauffassung».³⁵ In den Heimen würden die Verhältnisse, aus denen man die Kinder hätte «retten» wollen, reproduziert. Im übrigen sei es bloss Rhetorik der Vormundschaftsbehörden, dass die Heime aus Kindern sozial brauchbare Menschen machen würden, da man den wenigsten Kindern die Gelegenheit zu einer Ausbildung böte. Seine Hauptforderungen lauteten: kleinere Heime, nach dem Familiensystem organisiert und mit Mitsprache der Kinder, dazu ausgebildete Erzieherinnen und Erzieher mit einer angemessenen Entlohnung. Interessanterweise führte seine Kritik nicht zu einer breiten Reform der Anstalten, wohl aber dazu, dass platzierende Stellen die bestehenden «familiären» Kleinheime bevorzugten oder ganz zu Pflegefamilien wechselten. Solange sich der Staat nicht finanziell an der

Heimerziehung beteiligte, wurde weder der Ruf nach ausgebildetem noch gut entlohntem Personal umgesetzt. Und auf den Beginn einer Mitsprache der Kinder mussten diese noch Jahrzehnte warten.³⁶

5.4 Die Einflüsse auf *Gott hilft*

Christliche Pädagogik in der Praxis der Gott hilft-Heime

Eingangs des Kapitels wurde die Frage gestellt, welche pädagogischen Strömungen Emil Rupflin kannte und von welchen er sich beeinflussen liess. Er und viele andere *Gott hilft*-Mitarbeitende lasen pietistische Schriften und kannten mehrere pietistische Institutionen. Dieser Einfluss auf das Erziehungsverständnis von *Gott hilft* war gross. Ein direkter Einfluss der Reformpädagogik lässt sich hingegen nicht nachweisen.³⁷ Zu gross waren wahrscheinlich die Berührungängste mit Strömungen, die keinen explizit christlichen Ansatz verfolgten. Dem wachsenden Einfluss der Psychologie auf das pädagogische Verständnis konnte sich die Stiftung hingegen nicht ganz widersetzen, wenn sie ihm auch skeptisch begegnete.

Im Grunde genommen übernahmen die *Gott hilft*-Heime die pädagogische Rolle, die von christlichen Heimen erwartet wurde. Sie vertraten in wesentlichen Punkten diejenigen Werte, die auch Fürsorgerinnen und Vormünder für die Erziehung von Kindern vertraten. Ohne die Heime wären die erzieherischen Lösungen des Staates gar nicht umgesetzt worden. Aber obwohl sie sich im Wesentlichen an die vorherrschenden Erziehungsbilder hielten, zeigten sich Abweichungen. Da die *Gott hilft*-Heime nicht auf der Basis einer spezifischen pädagogischen Theorie entstanden, verfolgten sie nie *einen* Ansatz. Dies ermöglichte es, dass innerhalb der Stiftung unterschiedliche pädagogische Ansätze vertreten und gelebt wurden. Auf die Einflüsse und Unterschiede wird im Folgenden anhand einiger Kernfragen eingegangen.

Die «Zwei-Welten-Pädagogik»

Das Menschenbild in der Stiftung ging wie dasjenige der Pietisten vom Erbübel aus. Wie die beiden Vorreiter Wichern und Zeller erhoffte die Stiftung für die «verwahrlosten» Kinder die Errettung der Seelen. Anhand der Quellen wird deutlich, dass es den Erziehenden als grosses Erfolgserlebnis galt, wenn sich ein Kind «Gott öffnete». Dies erlebte eine Tagebuch schreibende «Tante» mit Joseph, der sowohl in der Schule wie bei den «Onkels»

bereits auf der ‹schwarzen Liste› stand, was hiess; die Stiftung erwog, ‹ihm den Laufpass nach Italien zu geben. Nun hat er heute aber Vater sein Herz geöffnet u. seine Schlechtigkeit bekannt, so dass Vater mit ihm beten u. ihn zum Sünderheiland weisen konnte. Möge diese Stunde einen Wendepunkt in dem Kinderleben bilden [...]›³⁸ Wenn ein Kind die eigene ‹Schlechtigkeit› bekannte, erlaubte dies den Betreuenden, den Weg zum Heiland und damit zur Rettung aufzuzeigen. Und dies konnte ganz plötzlich, eben an einem Wendepunkt geschehen.

Es ist anzunehmen, dass der Glaube an die Errettung der Kinder die Erziehenden einerseits dazu verleitete, moralischen Druck auf die Kinder auszuüben. Druck gehörte zu den üblichen Erziehungsvorstellungen der Zwischenkriegszeit und hing mit dem Bild des Kindes als eines untergeordneten und unfertigen Wesens zusammen.³⁹ Andererseits unterstützte der Glaube die Erziehenden in ihrer optimistischen Haltung; die Wende konnte ja jederzeit eintreten. Damit hatte er eine positive Wirkung auf die Langmut der Erziehenden. Die Kehrseite waren nagende Zweifel und Schuldgefühle, wenn die Bekehrung der Kinder nicht eintrat: ‹Warum Gott nicht eingreift? Wo fehle ich, dass es so schlecht mit den Kindern geht?›⁴⁰

Trotz der Wichtigkeit der Errettung der Seelen richteten sich die *Gott hilft*-Heime von Anfang an danach aus, die Kinder ebenso zu ‹nützlichen Bürgerinnen und Bürgern› zu erziehen, die in ihrem Erwachsenenleben selbständig bestehen konnten. Gemäss den vorherrschenden geschlechtsspezifischen Ansätzen erzogen sie die Mädchen zur Mütterlichkeit und achteten bei Knaben auf deren Kraft und Geschicklichkeit. Tüchtigkeit, Disziplin und Sauberkeit, aber auch Ehrlichkeit und Gehorsam galten als Erziehungsziele für beide Geschlechter. Wenn die Kinder nach der Konfirmation das Heim verliessen, versuchten die Erziehenden oft mit ihnen in Kontakt zu bleiben und sie auf dem Weg zu einem Beruf zu begleiten. Schnell erkannte man in den *Gott hilft*-Heimen, dass der Schritt in die Selbständigkeit für die meisten Heimkinder direkt nach der Konfirmation zu früh war und eine weitere Unterstützung während der Berufsfindungszeit wichtig wäre. Dies war allerdings wegen fehlender Finanzierung nicht möglich.

Die Liebe

Das Kernstück der christlichen Pädagogik, wie sie in den *Gott hilft*-Heimen vertreten wurde, war die Liebe. ‹Wie manches Kinder-Herz sehnt sich nach einem bisschen ‹Lieb-Sein››, schrieb Fritz Wittwer, Lehrer und Hausvater, 1935.⁴¹ Nur, wenn die Kinder die Liebe der Erwachsenen spürten, könnten sie Vertrauen fassen und schliesslich ihr Herz (für Gott) öffnen. Als grosses



Die Pioniere der Gott hilft-Heime nahmen alle Rollen ein. Auf der Terrasse des Heims in Zizers gibt ein Mitarbeiter einem Säugling die Flasche (Aufnahme um 1922).

Vorbild im ständigen Bemühen um diese Liebe galt Emil Rupflin. Er brachte den Kindern viel Empathie entgegen und verglich sie immer wieder mit der Pflanzenwelt: «Und doch, wie manches Kind, das mit trotziger Gebärde vor uns sass, hat sich mit der Zeit in der neuen Umgebung geöffnet wie die Knospe einer Blüte.»⁴² Neben der Pflanzenwelt wurde der Vergleich mit der Familie herbeigezogen: «Sie nennen mich alle ‹Vater› und von einem Vater wird nicht nur Strenge und Zucht erwartet, sondern vor allem auch Güte.»⁴³ Der zitierte Hausvater scheiterte allerdings an seinem eigenen Anspruch und gab nach kurzer Zeit die Stellung auf.

Die Liebe begünstigte die Fähigkeit der Erziehenden, Kinder ernst zu nehmen. – Dies war zumindest der Anspruch, für dessen Umsetzung es Beispiele gab: Als sich die Kinderheime in den 1930er-Jahren während mehrerer Wochen mit dem Thema ‹Fürchten› beschäftigten, lautete das Fazit: «Diese Stunden brachten auch den Dienenden viel, gerade auch manche Antwort eines Kindes.»⁴⁴ Anders als in anderen Heimen legte man bei *Gott hilft* grossen Wert darauf, dass weder die Erwachsenen noch die Kinder der Betreuenden Privilegien gegenüber den Heimkindern hatten. Hierin zeigte sich, wie ernst man die Heimkinder nahm. Allerdings hatte diese Haltung nichts mit den Ansprüchen an eine Gleichstellung der Kinder mit den Erwachsenen zu tun, wie sie in den reformpädagogischen Landerziehungsheimen gelebt oder mindestens propagiert wurde. Es war viel mehr der Impuls der christlichen Nächstenliebe, der in den pietistischen Erziehungsvorstellungen galt, der hier vorgelebt wurde. Emil Rupflin war überzeugt, diese Liebe zu immer grösserer Hingabe bei sich und seinen Mitarbeitenden führen zu können.

Auch die Tagebücher, die nicht für einen breiteren Leserkreis bestimmt waren, geben Zeugnis der Zuneigung und Liebe zu den Kindern: «Es ist ein so gereizter Geist in den Buben bes[onders] Fritz. Herr mach mich stille für sie, könnte ich ihnen doch sein, was ich ihnen schulde.»⁴⁵ Die Probleme mit Fritz hielten allerdings an und die Tagebuchschreiberin fand keinen Zugang zu ihm. Als er schliesslich andere mit dem Beil bedrohte, kam es zum Bruch und Fritz wurde weggewiesen, wahrscheinlich in eine strengere Anstalt. «Ich mache mir schwere Vorwürfe, hatte ich zuwenig Kraft?», reagierte die Betreuerin.⁴⁶ Der Eintrag zeigt nicht nur ihre Zweifel, sondern ebenso ihr Mitleid mit dem Schicksal des Jungen, der durch ihre ‹Schuld› weggehen musste.

Die Quellen deuten darauf hin, dass die Mehrzahl der Menschen, die bei *Gott hilft* arbeitete, die Kinder tatsächlich gern hatte. Die Tagebücher geben zahlreiche Beispiele, dass die Liebe nicht nur den rechtgläubigen oder bekehrten Kindern galt, sondern dass man sich bemühte, auch die aufsässigen, trotzig und ungläubigen Kinder zu mögen. Manchmal scheiterten die

dhagel und dseg dimwand
näd isqet zichwönt sun
chasebiga d'ochetent hose wegn
am Kodel und am Krigel
faleri falera.

Wir können lieb sein,
Wir können gehorchen,
Wir können fleissig sein,
Wir können Freude bereiten
Wir können denken,
Wir können schreiben,
Wir können rechnen
Wir können lesen,
Wir können Stücklein
aufführen,
Wir können turnen,
Wir können zeichnen,

Die Schriftproben stammen von einem 10-jährigen Bündner Knaben; oben vom Sommer 1938, unten vom Herbst 1939. Der Hausvater Fritz Wittwer schrieb 1940 dazu: «Die erste ist [die] freie Niederschrift dessen, was er etwa in seiner misshandelten Seele trug; [...]. Die andere Seite zeigt, wie der junge Heimlehrer [...] auch auf einfaches Gedankengut, das Selbstgefühl und Mut des Kindes fördert, [achten soll].» Der Text von 1938 lautet: «De Hagel (?) und de Sepp die wönd nöd is Bett. Si wönd zum Schätzeli go, do cha er d'Hose wegn[ä](?). Am Kodel und am Krigel faleri falera.»

Erziehenden allerdings an ihren eigenen Ansprüchen. Es gab in der Stiftung auch Menschen, die wenig oder keinen Bezug zu Kindern hatten und zu dieser Liebe nicht in der Lage waren (vgl. Kap. 3).

5.5 Aspekte der Erziehung bei *Gott hilft*

Die Arbeit

Emil Rupflin hatte sich unter anderem in Beuggen vom pädagogischen Wert der Feld- und Gartenarbeit überzeugen lassen. Er besuchte Beuggen mehrmals und referierte dort auch.⁴⁷ Mehr als einmal wurden Kinder von einem *Gott hilft*-Heim nach Beuggen umplatziert. «Je länger ich in dieser Erziehungsarbeit stehe, möchte ich gerade diese Feld- und Gartenarbeit für unsere Kinder nicht missen», schrieb er.⁴⁸ Wie in Beuggen erhielten in den *Gott hilft*-Heimen die Kinder ein eigenes Gärtchen.⁴⁹ Die Feld- und Gartenarbeiten wurden symbolisch gedeutet; im Säen und Ernten spiegelte sich das Wachsen und Reifen der Persönlichkeit. Dahinter stand die pietistische Vorstellung, dass die beste Erziehung im ständigen Tätigsein bestehe, das die Kinder vor sündigen Wünschen bewahre. Der Hausvater Fritz Wittwer formulierte es sehr direkt: «Sollten sie [die Buben] nicht geil werden, so mussten sie passende Betätigung finden.»⁵⁰ Diese fand sich offenbar im Kartoffelacker. Allerdings waren es nicht allein die Erziehenden von *Gott hilft*, die solche Meinungen vertraten. Selbst in Zürcher Jugendhilfekursen der 1920er-Jahre wurde eine gute Erziehung mit der Erziehung zur Arbeit gleichgesetzt.⁵¹

Deutlich zeigte sich hier die andere Gewichtung der Erziehungsziele bei Heimkindern als bei Bürgerkindern der Zwischenkriegszeit. Nur die frühe Gewöhnung an harte Arbeit und die entsprechende Disziplinierung ermöglichte es den Heimkindern, später zu «nützlichen Bürgerinnen und Bürgern» zu werden.

Die Betonung der körperlichen Arbeit beinhaltete auch eine andere Seite: Selbst die Heimlehrerinnen und Heimlehrer kamen zum Schluss, dass es nicht darum ging, «den Kindern das elementare Schulwissen beizubringen», sondern «sie von gewissen seelischen Schäden nach Möglichkeit zu heilen».⁵² Sie setzten sich dafür ein, dass die Heimschulen vom Lehrplan befreit würden. Dies insbesondere nachdem sie erkannten, dass die schulschwachen Nieschberger-Kinder – die als Sonderschule lehrplanbefreit lernten – relativ gute Leistungen erbrachten. Deren Schulstoff hatte die «richtige Dosis», während in den anderen Heimschulen durch die «Überbetonung von Wissen, Bildung und Intelligenz auf Kosten der Kräfte des Gemüts, [...] und des

Die Heimschulen

Bei der Gründung des ersten *Gott hilft*-Heims in Felsberg war eine interne Schule nicht vorgesehen. Die Frage stellte sich erst, als die Dorfschule mit den vielen Heimkindern überfordert war. In den meisten Gemeinden Graubündens herrschten Mehrklassen, die bis zu 70 Kindern umfassen konnten, vor.⁵⁵ «Wir haben die Schule dann in unserem kleinen Häuschen in Felsberg begonnen: Da war in einer Ecke eines Raumes die Schule, in einer anderen die Nähecke, die dritte bildete den Wohnraum der Mitarbeiter, bei der vierten war der Eingang», erinnerte sich Emil Rupflin.⁵⁶ Diese improvisierte Schule akzeptierte der Schulinspektor nicht. Er verlangte zwingend Schulbänke, bei denen die Füsse der Kinder auf den Boden reichten sowie ein eigenes Schulzimmer.⁵⁷ Während die Stadt Zürich dem Heim alte Schulbänke schenkte, gestaltete sich die Lösung der Raumfrage schwieriger.

Sie betraf bald auch das neue Kinderheim in Zizers, wo vorerst der Unterricht in der getäferten Stube abgehalten wurde, dann 1923 in einem alten 1.-Klasse-Eisenbahnwagen der Rhätischen Bahn, der vor dem Haus stand. 1924 beschloss Emil Rupflin den Bau eines Schulhauses mitsamt Turnhalle und Schreinerwerkstatt in Zizers. Er ging damit ein finanzielles Wagnis ein, denn sein Schulhausbau stellte eine für Zeit und Ort beeindruckende Leistung dar. Es folgte 1932 die kleine Sonderschule der Stiftung in Says, die 1943 in die grössere Villa Buff auf dem Nieschberg bei Herisau verlegt wurde. Dafür akzeptierte Rupflin sogar Subventionen des Bundes.⁵⁸

Die Lehrpersonen der Heimschulen verfügten über keine Spezialausbildung, obwohl heilpädagogische Ausbildungen seit anfangs des 20. Jahrhunderts möglich waren.⁵⁹ Auch die Ausbildung zur Primarlehrerin war nicht immer gegeben. Als erste Lehrerin waltete Berta Defila, die zwar Unterrichtserfahrung, aber keine Ausbildung besass. Sie unterrichtete jedoch «mit Einwilligung des Erziehungs-Departements».⁶⁰ Die Suche nach ausgebildeten Lehrpersonen war schwierig, weshalb die Heime oft improvisieren und häufige Wechsel in Kauf nehmen mussten.

In der Stiftung arbeiteten aber immer wieder talentierte Lehrpersonen: «Wir waren uns wohl bewusst, wie sehr unsere Fräulein Schöttlin in Zizers der Individualität und teils sehr schwachen Begabung unserer Kinder Rechnung getragen hatte, und wussten, dass dies in der öffentlichen Schule rein unmöglich sein würde», vermerkte die Stiftung 1927 stolz und besorgt zugleich.⁶¹ Fritz Wittwer (vgl. Kap. 3.6) prägte den Unterricht über Jahrzehnte hinweg und führte ab 1934 regelmässige Lehrertagungen für alle Lehrpersonen der *Gott hilft*-Heime durch. Auch Ernst Gysel unterrichtete mit viel Fantasie (vgl. Kap. 3.6), amtierte gleichzeitig als interne Schulaufsicht und wurde zum Sekundarschullehrer ausgebildet. Die heimeigene Sekundarschule anerkannte allerdings der Kanton nicht, da sie als konfessionell nicht neutral galt.⁶²

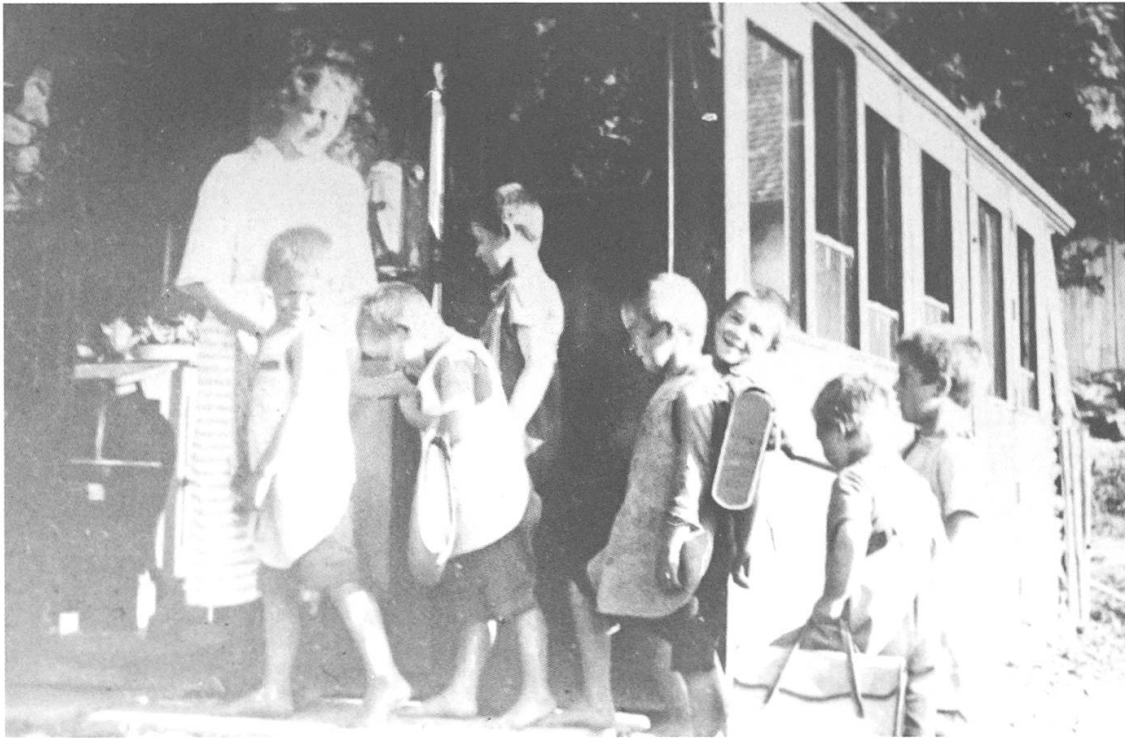
zufriedenen menschlichen Daseins» die Kinder zu schaden kämen.⁵³ In den 1930er-Jahren wurden sie hierin vom Bündner Schulinspektor unterstützt, der der Ausbildung praktischer Fähigkeiten mehr Gewicht einräumen wollte als der schulischen. Er sprach sich deshalb für die Befreiung der Heimschulen vom Lehrplan aus.⁵⁴ Ob dies dann auch umgesetzt wurde, ist nicht bekannt.

Emil Rupflin schätzte die Feld- und Gartenarbeit auch, weil sie ihm immer wieder Möglichkeiten zu einem vertraulichen Gespräch mit einem Kind bot. In dieser Hinsicht folgte er nicht den bürgerlichen Bildungsvorstellungen, die die Kinder bereits damals von der Mitarbeit zugunsten von Schule und Spiel fernhielten. In den frühen *Gott hilft*-Heimen verbrachten die Kinder die meiste Zeit mit den Erwachsenen bei der Arbeit und nicht in einem für sie vorgesehenen Schon- bzw. Lernraum. Rupflins Heime waren in ländlicher Umgebung angesiedelt, da ihm die gute Luft und die immer präsente Natur wertvoll waren. Anders als Wichern in Hamburg war es ihm kein Anliegen, die Kinder in der Nähe ihres Herkunftsmilieus zu erziehen.

Überwachen und Beobachten

Erziehung wurde in der Zwischenkriegszeit oft mit Aufsicht gleich gesetzt, so dass unbeaufsichtigte Kinder rasch als nicht erzogene galten und deshalb in ein Heim gegeben wurden. Selbst die Heimleitungen gingen lange davon aus, dass sich die Erziehung im Wesentlichen auf die Aufsicht beschränkte. Anders lässt sich kaum erklären, dass die meisten Heime mit dermassen geringem Personalaufwand betrieben werden konnten, nicht nur bei *Gott hilft*. Im Nachruf auf Berta Defila, einer *Gott hilft*-Mitarbeiterin der ersten Stunde, heisst es: «So konnte es vorkommen, dass sie, obwohl nicht ausgebildet, im gleichen Zimmer zu gleicher Zeit Kinder hütete, Schulunterricht erteilte, in Handarbeit unterwies und noch das Gemüserüsten beaufsichtigte.»⁶³ Aufsicht und Beschäftigung (sprich: Arbeit) waren meist das Maximum, das die Betreuenden leisten konnten. Schon damit gerieten sie an ihre persönlichen Grenzen. «Ich dankte Gott für jeden Tag, den die Kinder noch in die Schule gehen konnten. Ich konnte mir nicht vorstellen, wie ich mit den mir zur Verfügung stehenden Hilfen und den vielen Kindern die Arbeit so einteilen könnte, dass alle richtig beschäftigt und beaufsichtigt wären und die grosse Frühlingsarbeit dabei getan würde», schrieb die Hausmutter von Sent.⁶⁴

Nach der Einführung des Familiensystems (vgl. Box: Das Familiensystem) verbesserte sich das Verhältnis von Betreuenden und Kindern, da das Familiensystem mehr Personal verlangte. Ein Teil der Betreuerinnen nutzte die Zeit, um die Kinder zu beobachten: «Jürg gibt mir zu schaffen. Irgend etwas stimmt nicht. Er sagte zu mir, er sei an allen Ecken krank, wenn er



Die Lehrerin Fräulein Schöttlin hatte nicht nur die Idee, den RhB-Waggon als Klassenzimmer zu nutzen, sie galt auch als begnadete Lehrerin, ebenso wie der Sekundarlehrer Ernst Gysel, der alle Fächer für alle Sekundarschulstufen unterrichtete (Aufnahmen um 1923 bzw. um 1955).

nur nichts vom Leben wüsste. Auch Lorenzo scheint unglücklich zu sein.»⁶⁵ Ein Jahr später notierte eine andere Hausmutter Ähnliches: «Hansli macht mir Sorge. Im Gehör fehlt es ihm nicht, er war beim Arzt. Fehlt es ihm dann irgend ‹im Kopf› oder sonst ein Rädchen ist lose? Er kann oft ganz apathisch sein. Es dünkt mich, es kommt je länger je mehr.»⁶⁶

Differenzierter schilderten die Lehrpersonen die Kinder:

«Der grosse böse Leidwerker unserer Schule ist G. Selten sah ich ihn glücklich; ununterbrochen steht er mit etwas oder jemandem in Opposition. [...] Nie kämpft er direkt. Dazu ist er viel zu feige und wehleidig. [...] Als die Mitschüler in Töpfe Körner aussähen, um das Keimen und Grünen zu beobachten, ertrug er's nicht; er schnitt die Gräser mit der Schere ab. Zerstörungswut? Nicht eigentlich; er will die andern benachteiligen, in ihrer Freude ‹beschneiden›. [...] Auch wenn er eigentlich untätig in seiner Ecke sitzt, so sind Arme und Beine in ständiger Bewegung. Bringt er das zappelige und fahrige Wesen am Morgen in den Unterricht mit, so weiss ich: ‹Geni hat seinen ganz bösen Tag!› Er scheint dann wie besessen. Gehe ich scheinbar darüber hinweg, so treibt er es so lange und stärker, bis ich um der Störung willen reagieren muss. Mit ihm vorbeugend darüber zu reden, erwies sich als nutzlos [...]. Merkwürdig mutet mich seine ganz tiefe und positive Reaktion auf Körperstrafe an. Sie ist nicht meine Sache. Als ihn ausnahms-, aber sehr verdienterweise ein Stellvertreter züchtigte, schmolzen jegliche Opposition und Unart wie Schnee an der Märzsonne. [...] Es scheint ja wirklich, als sei ein ‹böser Geist› aus ihm geflohen!»⁶⁷

Es fällt auf, dass die Lehrerin bei G[eni] eine psychische Ursache für sein Verhalten vermutete, diese aber nicht benennen konnte («er will die andern in seiner Freude ‹beschneiden›»). Genis Probleme waren nicht schulischer Natur. Die Lehrerin schilderte im Grunde genommen keinen ‹bösen› Jungen, selbst wenn sie ihn so bezeichnete, sondern vermutete einen vom ‹Bösen› besessenen – allerdings in Führungszeichen. Ihre engagierte und trotz ihrer Wertung präzise Schilderung versuchte eine Annäherung an ein Phänomen, das sie nicht zu fassen vermochte. Ihre schulische Pädagogik griff nicht; weder nutzte es etwas, mit Geni «vorbeugend» zu reden, noch beruhigte es ihn, wenn er in «seiner Ecke» sitzen musste. Besonders irritierend blieb dessen Reaktion auf die körperliche Züchtigung, für die weder sie noch ihre Kollegen eine Antwort fanden.

Der Unterschied zu den kurzen, auch etwas hilflosen Beschreibungen der Hausmütter sticht ins Auge. Erklärbar ist dies einerseits durch die Tatsache, dass während der Heimschule dank der kleinen Klassen mehr Zeit

zum Beobachten blieb als im Heimalltag. Andererseits war die Lehrerin pädagogisch ausgebildet und besass die Möglichkeit zu einem regelmässigen fachlichen Austausch mit den anderen Lehrpersonen. Von einem solchen Austausch stammt auch das Beispiel.⁶⁸

Bemerkenswert bleibt, dass Erziehungsverantwortliche, sobald sie über genügend Zeit verfügten, das Beobachten der Kinder als ein Bedürfnis empfanden. Dazu trug bei, dass Emil Rupflin ab 1934 jährliche Kinderberichte von den Erziehenden einforderte. Es ist aber unwahrscheinlich, dass die oben zitierten Frauen von Hanselmans Kinderbeobachtung Kenntnis hatten. Selbst die Lehrerin besass keine heilpädagogische Ausbildung. Die Stiftung *Gott hilft* war auch nicht Mitglied des Schweizerischen Verbands für Schwererziehbare, der stark von Hanselmann beeinflusst war.⁶⁹ Dennoch erkannten sie die Wichtigkeit genauer Beobachtung als einen Weg, der es ermöglichte, Blockaden in der Erziehung, Muster oder blinde Flecken zu überwinden.

Die Eltern

Das Verhältnis der Erziehenden zu den Eltern der Heimkinder blieb während der Zwischenkriegszeit geprägt von Misstrauen, Unverständnis, Ablehnung und einem grossen Empfinden von Konkurrenz. Eine pädagogische Begründung für dieses Verhalten gegenüber den Eltern wurde nie formuliert. Es fehlen jedoch Zeugnisse, die sich – wie Wichern – für einen totalen Bruch der Heimkinder mit ihrem Elternhaus aussprachen. Um eine grosse Distanz war man allerdings froh und übernahm damit die Haltung vieler pietistischer Rettungshäuser.⁷⁰ Pädagogisch betrachtete man den möglichst kompletten Neuanfang als sinnvoller als eine Zusammenarbeit mit dem Herkunftsmilieu der Kinder. Die Hausmutter von Felsberg kommentierte, nachdem sie einen Brief der Mutter eines Mädchens gelesen hatte: «[Das Schreiben] lässt etwas ahnen von traurigen, niederen Verhältnissen; wie gut, wenn Kinder aus solch unreiner Umgebung in eine andere versetzt werden können, wo sie zu einem reinen u. arbeitsfreudigen Leben erzogen werden.»⁷¹ Sie litt darunter, dass das Mädchen dennoch schrecklich Heimweh empfand.

Man kann den *Gott hilft*-Heimen kaum einen Vorwurf machen, dass sie diese negative Beurteilung der Eltern von den zuweisenden Stellen übernahmen. Die moralische Verurteilung von nicht konformen oder überforderten Eltern entsprach dem Zeitgeist. Wurden einer Familie die Kinder weggenommen, *musste* diese als untüchtig oder unmoralisch dargestellt werden. Die *Gott hilft*-Heime arbeiteten in einem Umfeld, in dem wenig dafür getan wurde, das arbeitsbedingte Elend der Familien zu mildern, dafür viel moralisch Verurteilendes über die Familien gesprochen wurde.

Wenn man sich vor Augen hält, wie die Mitarbeitenden die Familienverhältnisse der Kinder erlebten, werden ihre Reaktionen verständlicher: «Mitten in diesen Hochbetrieb kam ein Polizeibeamter mit den Kindern R. u. ihrer Mutter – ist das wieder mal ein Bündel Elend! Die Kinder so blass u. kraftlos, die Mutter tränenüberströmt [...].»⁷² Immer wieder wurden Kinder von der Armenbehörde angemeldet und erschienen dann doch nicht: «Die Eltern haben wahrscheinlich Widerstand geleistet.»⁷³ Gleichzeitig wurden Kinder von ihren Eltern wieder entführt oder kamen nach den Ferien nicht mehr zurück. Beinahe wöchentlich flohen Kinder aus einem der Heime und versuchten zu ihren Eltern zurückzukehren. So spielten sich dramatische Szenen ab: 1935 überbrachte ein «Fräulein» von der Zürcher Amtsvormundschaft ein «schwieriges Kind aus traurigen Verhältnissen» mit dem strikten Befehl, es auf keinen Fall seinen Verwandten wieder mitzugeben. Noch am selben Abend kam die ältere Schwester des Mädchens, fand trotz Widerstand des Personals das Kind und wollte es mitnehmen. Es kam zur Auseinandersetzung, zwei Betreuerinnen konnten den «Raub» verhindern, die Schwester floh. Keine fünf Minuten später erschien sie wieder, schnappte das Mädchen und übergab es einem «Schrecken erregenden Mann» [dem Vater, cl], worauf alle drei Richtung Landquart flohen.⁷⁴ Oft empfanden die schon stark belasteten Betreuenden ihren Einsatz als Sisyphusarbeit: Da bat zum Beispiel die Vormundschaftsbehörde von Chur telefonisch um einen sofortigen Platz für ein Mädchen, das in der Familie misshandelt wurde. Alle *Gott hilft*-Heime waren voll belegt, aber eine Hausmutter hatte Mitleid und nähte rasch einen Strohsack, um ein zusätzliches Kinderbett einzurichten. Das Kind kam, bald darauf auch die Mutter, die es unbedingt wieder zurückhaben wollte. Nach einem Monat war das Kind per Verfügung der Amtsvormundschaft wieder bei seiner Familie.⁷⁵

In den ersten Jahren der *Gott hilft*-Heime wirkte es oft so, wie wenn die Mitarbeitenden von den engen Bindungen zwischen Kindern und Eltern überumpelt worden wären. Sie staunten über die Tränen der Mütter wie über das Heimweh der Kinder. Zur Empfindung des Undanks über dieses Heimweh gesellte sich rasch diejenige der Konkurrenz, die von den Heimen explizit geschürt wurde. Warum sonst liessen sich die Betreuenden als «Mutterli» und «Vater» oder als «Tante» und «Onkel» ansprechen, wenn nicht, um auf diese Art zu markieren, dass die Kinder im Heim mit neuen «Eltern» auf den richtigen Weg geführt werden könnten? Es kam aber auch vor, dass Eltern, insbesondere Mütter, manchmal einige Tage bei ihren Kindern im Heim verbrachten, um in deren Nähe sein zu können. Seltener gingen die Kinder während ihrer Heimzeit nach Hause, ausser an Weihnachten.

Gewalt und Strafen

Drohung, Demütigung, Essensentzug, Wegsperrern, Zusatzarbeit und Schläge in allen Formen waren bis in die 1960er-Jahre die gängigen Strafen sowohl in Familien, wie in Schulen und in Kinderheimen.⁷⁶ In letzteren kam zusätzlich ein Kontaktverbot mit den Eltern hinzu. In den *Gott hilft*-Heimen wurden alle oben erwähnten Strafformen praktiziert, aber es wurde nicht darüber geschrieben. Von Anfang an schienen die Strafen ein Tabu zu sein. Dies erstaunt, denn einerseits waren die gewaltsamen Strafen weit verbreitet und gesellschaftlich breit akzeptiert, andererseits setzten sich alle pädagogischen Strömungen mit dem Thema mindestens auf der theoretischen Ebene auseinander, so dass sich die Stiftung in eine Richtung hätte positionieren können.

Christian Zeller von der Rettungsanstalt in Beuggen lehnte nur die Demütigung, nicht aber die Körperstrafe ab. Andere christliche Erziehungsvorstellungen sahen den Erzieher in der Rolle des Stellvertreters Gottes gegenüber dem ungehorsamen Kind, so dass dieser auch die Rolle des strafenden Gottes einnehmen musste.⁷⁷ Selbst zur Liebe stand die Strafe nicht im Widerspruch, denn Strafe, inklusive Körperstrafe, galt als eine Form der Liebe. Die Forderungen der Reformpädagogik nach der Respektierung des kindlichen Willens schlossen hingegen die gängigen Strafformen grundsätzlich aus. Dank der Kenntnisse über Entwicklungspsychologie erhoffte man sich so viel Verständnis für das Verhalten der Kinder, dass sich Strafen als Erziehungsform erübrigen würden.⁷⁸ Der Heilpädagoge Heinrich Hanselmann verurteilte bereits 1915 Prügelstrafen, liess jedoch Schläge als Notwehr (auch gegen Kinder) gelten. Allgemein glaubte man, dass diese Form von Strafen notwendig sei, um Disziplin und Ordnung aufrecht zu erhalten. Auch das Ziel der Unterordnung – verstanden als Unterordnung unter die physische Gewalt – rechtfertigte in den hierarchischen Gesellschafts- und Familienstrukturen den Einsatz solcher Strafen.⁷⁹

Wieso nahm die Stiftung zu keinem dieser Ansätze Stellung? Da viele, wenn auch nicht alle Heime zu diesem Thema schwiegen, ist davon auszugehen, dass sie um ihren Ruf fürchteten. Obwohl die Gesellschaft zwingend auf die Unterstützung christlicher Institutionen in der Armenarbeit angewiesen war, haftete den Kinderheimen seit den 1930er-Jahren ein negatives Image an. Dazu kam, dass sich die *Gott hilft*-Heime weder theoretisch, noch systematisch mit Pädagogik auseinandersetzten. Um die Erziehung durch Strafe in Frage zu stellen, wäre gerade dies nötig gewesen. Mindestens hätte man die hierarchischen Strukturen in Gesellschaft und Familie hinterfragen müssen. Zur Erziehung eines Kindes gehörte bei *Gott hilft* trotz aller Liebe eben auch die Unterordnung des Kindes. Gleichwohl lässt sich das Schweigen auch als ein gewisses Unwohlsein mit der Tatsache von Gewaltanwendung in den *Gott hilft*-Heimen deuten.

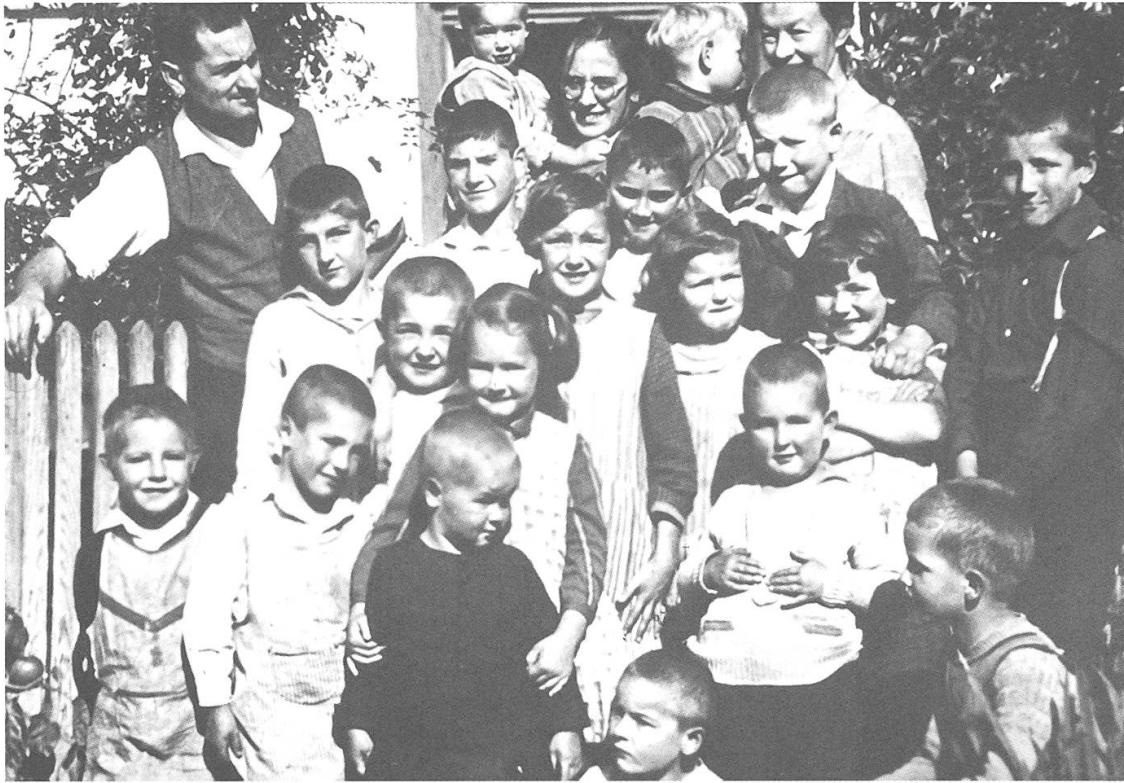
Wenn also gegen aussen keine Auseinandersetzung mit dem Thema der Strafen sichtbar wurde, so rumorte es im Innern doch heftig. Viele Erzieherinnen signalisierten früh ein schlechtes Gewissen, wenn sie strafte. Besonders die Körperstrafe und der Essensentzug waren intern nicht unbestritten. An den Hausversammlungen wurde oft darüber diskutiert, ohne dass sich Änderungen abgezeichnet hätten. In den Tagebüchern klagten die Mitarbeiterinnen, dass sie sich mit diesen Fragen allein gelassen fühlten. «Ich sehe je länger je mehr nicht mehr klar. Wie soll ich dann die Kinder strafen? Mit lauter Liebe komme ich nicht ans Ziel, aber ist nicht gerade die Strafe Liebe», fragte eine von ihnen.⁸⁰

Wenn sich die seltene Möglichkeit einer fachlichen Weiterbildung bot, zeigten sich die *Gott hilft*-Mitarbeitenden umso mehr beeindruckt. So berichtete 1929 eine Erzieherin vom Besuch eines Kurses in Basel: «Das psychologisch fein durchgearbeitete Referat eines Seminardirektors hat mir persönlich so zu schaffen gemacht, dass es mir wie noch nie klar geworden ist, dass die menschliche Psyche etwas so feines ist, dass sie nicht durch Prügel oder dergleichen geleitet werden darf, [...]»⁸¹

Ob Emil Rupflin selbst schlug, ist unbekannt, jedoch leitete er sein Standardwerk *In der Erziehungsschule unseres Gottes* mit dem Vers aus Hebr. 12, 6 ein: «Denn welchen der Herr liebhat, den züchtigt er [...]»⁸² Bekannt ist, dass er in den 1920er-Jahren eine Hausmutter wegen Anwendung von zu grosser Gewalt entliess. Allerdings trennte er sich auch von der Hausmutter in Herrliberg, die sich weigerte, Kinder zu schlagen.⁸³ Gewiss ist, dass er Kindern das Essen entzog. Essensentzug als Strafe wurde in der Zwischenkriegszeit sowieso häufig eingesetzt. Wer sein Morgenmäntli nicht rechtzeitig erledigt hatte, bekam zu hören: «Wer nicht arbeiten will, braucht auch nicht zu essen» und erhielt kein Frühstück.⁸⁴ Der Entzug von Essen konnte zur Kollektivstrafe – auf mehrere Kinder und Erziehungspersonen – ausgeweitet werden.

Grundsätzlich wurde auf ein Kind, das man verdächtigte, gelogen oder gestohlen zu haben, grosser Druck ausgeübt, damit es gestand. «Schwere Entdeckungen von Unredlichkeiten eines unserer grossen Maitli. Ein schwerer Kampf bis zum völligen Bekenntnis.»⁸⁵ Die Demütigungen bildeten die Form der Strafe, die noch heute von ehemaligen Heimkindern mit Wut oder Kränkung erinnert wird, stärker noch als die Schläge. Oft fanden Demütigungen im Zusammenhang mit dem Bettnässen statt (vgl. Kap. 4.4), das eines der grossen pädagogischen Probleme jener Zeit bildete, da ihm kaum beizukommen war. Die meisten Pädagogen verbanden es mit Trotz, welche Meinung auch in den *Gott hilft*-Heimen die gängige war.⁸⁶

Als ähnliches Druckmittel wie die Demütigung erwies sich das Blossstellen. Auch dies kam häufig vor und wurde ohne grosse Bedenken angewendet.



Die Hauseltern Fritz (links) und Louise Wittwer (hinten rechts) mit Heimknaben; bei den Mädchen handelt es sich um ihre Töchter. Trotz seiner aus heutiger Sicht fragwürdigen Bestrafungsmethoden galt Fritz Wittwer als heilpädagogisch aufgeschlossener Lehrer (Aufnahme um 1935).

So erhielten alle Kinder an Weihnachten 1922 ein Säckli mit Süssigkeiten, «ausser Lienhardli, der den andern am Samichlaus Lebkuchen geklaut hatte. Er bekommt ein Säckli mit Holzwolle.»⁸⁷ Als besonders erfolgversprechende Strafe wurde das Wegsperrn gesehen. Bis zu 14 Nächte musste ein Kind allein auf dem Estrich schlafen und die freien Zeiten alleine verbringen.

Die Körperstrafen reichten von Ohrfeigen bis zu so heftigen Schlägen mit der Hand, dem Stock oder dem Teppichklopper, dass die betroffenen Kinder die ganze Nacht stöhnten. Gerade die Körperstrafen, aber auch die Demütigung zeigten, dass Strafen Verschiedenes bedeuten konnten: Zum einen galt die Strafe lange als der einzig vorstellbare Weg, wie Disziplin durchgesetzt werden konnte. Schläge und Demütigung wurden so lange angewendet, bis sich die Kinder unterordneten. Geschlagen wurde zum anderen aus Überforderung. In diesen – sehr zahlreichen – Fällen handelte es sich mehr um einen Kampf als um Pädagogik. Sowieso wurde erschreckend oft bei *Gott hilft* die Erziehung mit einem Kampf verglichen, «von Morgens bis Abends [steht man] in einem solchen Haus auf Kampfgebiet».⁸⁸ Das Schlagen aus Überforderung geschah im Affekt und unbeherrscht. Dabei konnte es zu eigentlichen Schlägereien zwischen Erwachsenen und Jugendlichen ausarten, wie mündliche Quellen berichten.

Als eine spezielle Form der Körperstrafe galt die «therapeutische» Körperstrafe. Zu ihr finden sich in den Mitteilungen der Stiftung zwei Beispiele:

1. Ein Tabak kauender Knabe, den der Vater schon von früh an mit Brissagos versorgt hatte, kam nicht von dieser Sucht los. Alles Zureden blieb fruchtlos, «bis wir das Äusserste [versuchten] und versprachen ihm nach Güte und Strenge einmal bei wiederkehrender Übertretung eine körperliche Strafe. Man mag über dieselbe denken, wie man will: hier hat sie einen erlösenden Dienst getan. Nach einer ruhigen Aussprache wurde sie dem 14-jährigen Knaben verabreicht, und seither ist er befreit und selbst der Glückliche der Glücklichen.»⁸⁹
2. 1937 schilderte Fritz Wittwer mit offensichtlichem Stolz die «Heilung» eines Asthmatikers, der bereits mehrere Heim- und Sanatoriumsaufenthalte hinter sich hatte. Wittwer kam zur Einsicht, dass dieser seine Anfälle nur habe, weil er dadurch bei den betreuenden Frauen Aufmerksamkeit und Pflege erreiche. «Als wir unserer Sache ganz sicher waren, verschrieben wir eine Rosskur.» Beim nächsten Anfall wurde er zur «Heilung» in den kalten Brunnen getaucht, wonach die Anfälle verschwanden.⁹⁰

Die zwei Beispiele zeigen, dass in der Stiftung die Körperstrafe als pädagogisches Instrument akzeptiert wurde. Sie rechtfertigte sich offenbar, wenn sie durchdacht und gegenüber dem Kind ruhig begründet wurde. Alternativen zu physischer oder psychischer Gewalt als Strafformen waren wenige bekannt. Auch bei den Pädagogen, die der Körperstrafe oder Demütigung kritisch gegenüberstanden, fanden sich erst zögerlich konkrete Ansätze zu alternativen Wegen. Hanselmann empfahl zu verhandeln statt zu strafen. Das Verhandeln sollte allerdings unter patriarchalischer Leitung stattfinden, was ein Widerspruch in sich ist und deshalb kaum erfolgreich war.

Auch in den *Gott hilft*-Heimen bemühte man sich, Alternativen zu entwickeln. Statt der üblichen Strafen, versuchten manche, mit den Kindern ins Gespräch oder ins Gebet zu kommen. Hanna Schlatter legte sich und vier grossen Mädchen folgende Fragen vor: «1. Warum bin ich unzufrieden u. kann nicht glücklich sein? 2. Was habe ich auszusetzen? 3. Für was habe ich zu danken?» In der Folge entstanden interessante Gespräche, schrieb sie. Nur ein Mädchen verweigerte sich. «Wie Vreni näher zu kommen ist, weiss ich nicht.»⁹¹ Es gab auch Situationen, in denen die Kinder die Strafsituation umkehrten. So schrieben die Kinder, als sie von der Hausmutter aufgefordert wurden für Emil Rupflin aufzuschreiben, was ihnen nicht passte: «1. Dass geschlagen werde, 2. Dass man am Sonntagmorgen putzen müsse u. 3. Dass sie am Nachm. alle spazieren müssten».⁹² So hatte sich die Hausmutter dies nicht vorgestellt.

Die Selbstbeobachtung

Emil Rupflin, der vor allem auf die Kraft des Glaubens für die Erziehung setzte, ergänzte diesen Ansatz mit der Forderung nach «Selbsterziehung des Erziehers». Nur, «wer im Unterliegen siegt, [sei] in Wahrheit befähigt, Gottes Handlanger in der Erziehungsarbeit zu sein», betonte er.⁹³ Die Selbstbeobachtung oder Selbsterziehung wurde zu einem wichtigen Instrument in den *Gott hilft*-Heimen, wovon nicht nur die Zweifel am eigenen pädagogischen Handeln in den Tagebüchern Zeugnis ablegten, sondern auch immer wieder Versuche, alternative Wege zu finden. Mehrfach waren zum Beispiel Erziehende in der Lage, sich bei den Kindern für ein persönliches Fehlverhalten zu entschuldigen – eine Grösse, die nicht von allen erwartet werden konnte.

Wie die Erziehenden autonom einen Weg zu pädagogischen Erfolgen suchten, schilderte eine Kindergärtnerin, nachdem ihre vier Buben lärmig und «unehrlich» gewesen waren: «Ich sah, dass eine planmässige Erziehung einsetzen musste, um die Gewissen zu schärfen und sie an ein ruhiges und anständiges Benehmen zu gewöhnen. So nahm ich mir vor, ihren Geist und

Körper so intensiv zu beschäftigen, dass sie gar nicht dazu kommen, dummen Lärm zu machen.» Sie liess sie also Sprüchli aufsagen, leitete sie an, jeweils nur eine Seite im Bilderbuch zu betrachten und dann möglichst genau zu erzählen, was sie darauf entdeckt hatten. Das bezeichnete sie als «Sprechübung». Während all dieser Anleitungen fuhr sie fort, Strümpfe zu stopfen. Sie behauptete von sich, dass sie die Kinder gleichzeitig genau beobachte und so ihre Fähigkeiten und Defizite gut erkenne. So meinte sie Röbi, «das taten- und unternehmungslustige Italienerli», durchaus zu durchschauen, wenn er immer wieder versuchte, den Dummen zu spielen. Die anschliessend geplante Turnübung liess sie bewusst ausfallen, dafür sollten die Kleinen Glasperlen aufziehen «zur Entlastung des Geistes».⁹⁴

Der Stolz der Kindergärtnerin bezog sich darauf, dass sie die Kinder mit ihren Ideen zur Ruhe brachte. Dies tat sie über den Weg, ihr Interesse an genauer Beobachtung zu wecken und gleichzeitig selbst die Kinder genauer zu beobachten. Daraus zog sie den Schluss, dass Kinder phasenweise geistig, körperlich oder feinmotorisch gefördert werden sollten.

Ausbildung und Weiterbildung

In der Zwischenkriegszeit waren pädagogisch Tätige in den Kinderheimen selten ausgebildet, Heimleiter hingegen oft Lehrer. Emil Rupflin besass kein Lehrerpapier; seine formale Ausbildung war bescheiden. Er eignete sich ein Verständnis zur Ausbildung von Erziehenden eigenständig an und schrieb 1928:

«Wieviel Eigensinn, wieviel Querköpferei und Boshaftigkeit kann nach unser aller Erfahrung doch in einem Bubenkopf stecken, aber auch wieviel Hingabefähigkeit und Energie ebenfalls daneben, wenn sie in der rechten Art frei gemacht und gelöst werden können durch einen wahren, zielbewussten Erzieher. Es ist darum für junge Menschen eine recht lehrreiche und interessante Zeit, solch ein praktisches Dienstjahr unter Kindern, praktisch gewiss wertvoller und lehrreicher als manches Jahr des Theoretisierens.»⁹⁵

Ohne Zweifel war es für Rupflin die Praxis, die den Erzieher befähigte, nicht das «Theoretisieren». Die Erziehung hatte gleichwohl auf «rechte Art» zu erfolgen. Diese vage Formulierung, aber auch der appellative Charakter der Forderung nach «wahren, zielbewussten Erzieher[n]» waren typisch für ihn. Er verwies die Mitarbeitenden damit auf den Glauben und ordnete gleichzeitig die Erziehungsmisserfolge einer «unrechten» Art oder dem «unwahren» Erzieher zu.

Rupflin fuhr fort: «Auch unsere Abende im Mitarbeiterkreis, die wir im Winter allerdings öfter als im Frühling und Sommer abhielten, brachten rechten Austausch unserer gegenseitigen Erfahrungen und halfen uns sehr, uns unter einander ein jedes in seiner Art und Handlungsweise zu verstehen.»⁹⁶ Seine Sicht auf den Erfahrungsaustausch passte zur Auffassung eines praktischen Lernens: Noch entfernt von einer strukturierten Intervision, handelte es sich doch um einen Ansatz des gegenseitigen Zuhörens und Lernenwollens. Dieses informelle gegenseitige Lernen wurde an den internen Mitarbeitertagungen praktiziert, in aller Regel in den Pausen und Zwischenzeiten.

In den *Gott hilft*-Heimen waren die Lehrpersonen lange Zeit die einzigen mit einer pädagogischen Ausbildung. Sie verschafften sich ausserdem regelmässig Zugang zu Weiterbildungen. In allen Jahren tauchte nur eine Hausmutter auf, die nicht Lehrerin war und dennoch Weiterbildungen und Referate im In- und Ausland besuchte. Es handelte sich um Gertrud Grimm, eine der langjährigen und prägenden Mitarbeiterinnen der Stiftung.⁹⁷ 1931 schrieb sie nach einem solchen Weiterbildungsbesuch:

«Die heutige Erkenntnis in der Psychologie hat uns Erziehern hauptsächlich die Not der Verdrängungen und Unterdrückungen aus der frühesten und späteren Jugendzeit vor Augen gestellt und da ist es mir ein ganz besonderes Anliegen, dass die rechte Zucht, die ja in einem Heim besonders nötig ist, nicht den Geist der freien Entfaltung aller Kräfte und Gaben, die harmonische Entwicklung der seelischen, intellektuellen und religiösen Kräfte im Kinde stört, dass ein richtiges Mass nach allen Richtungen inne gehalten wird.»⁹⁸

Es handelt sich hier um eines der wenigen Male, wo in den *Gott hilft*-Quellen von den Erkenntnissen der Psychologie für die Kindererziehung die Rede ist. Zur gleichen Zeit dominierten die Debatten über die Entwicklungspsychologie die Reformpädagogik in Deutschland (und in der Schweiz). Gertrud Grimm brachte das neue Wissen in einige Verlegenheit. Das wird sichtbar in ihrem Versuch, die psychologischen Erkenntnisse mit ihren religiösen Überzeugungen und dem Auftrag der Stiftung in Übereinstimmung zu bringen.

Das Bedürfnis nach einer Auseinandersetzung mit dem Erziehungsalltag in den Heimen war grundsätzlich gross. Als der *Schweizerische Verband für Schwererziehbare* 1926 in einer Umfrage die Liste der Weiterbildungswünsche seiner Mitglieder erfasste, schloss diese unter anderem folgende Themen ein:

«Was müssen die Hauseltern über den körperlichen Zustand der Kinder wissen? Das Problem der Koedukation. Das Beispiel des Erziehers. Darf in einer Anstalt geraucht werden? Dürfen Angestellte, darf der Hausvater rauchen? Der Wandertrieb der Knaben? Fortlaufen. Die

Begriffe normal und anormal. Stottern und Stammeln. Die Anstalt als neues Milieu für die versorgten Kinder. Die Hausgemeinschaft. Der Methoden-Aberglaube. Die Anstalt im Spiegel der Öffentlichkeit. Die Körperstrafe. Die Strafen. Lob und Tadel als Erziehungsmittel.»⁹⁹

Da die Stiftung *Gott hilft* nicht Mitglied im Verband war, hatte sie keinen Zugang zu den Antworten, die der Verband mittels Referaten nach dieser Erhebung zu geben versuchte. In den *Gott hilft*-Heimen stellte man sich jedoch mit Sicherheit dieselben Fragen.

Emil Rupflins Suche nach Antworten auf erzieherische Fragen blieb individuell. Er besuchte vermehrt gut geführte Anstalten, um sich inspirieren zu lassen. Darunter verstand er zum Beispiel die Erziehungsanstalt in Beuggen oder das Friedheim in Bubikon.¹⁰⁰ Von beiden pietistischen Häusern versprach er sich Anregungen zur Förderung der handwerklichen Fertigkeiten der Knaben. Solche hätte er auch bei den Reformpädagogen finden können, die sogenannte Arbeitsschulen gründeten, um praktische und handwerkliche Fähigkeiten in den Schulunterricht einfließen zu lassen. Es ist allerdings anzunehmen, dass Rupflin keinen Zugang zu den reformpädagogischen Theoretikern suchte; zum einen wegen deren fehlender christlicher Grundlage, zum andern wegen deren eher abgehobenem Ansatz, der sich nicht an arme Kinder richtete.

1930, während einer grossen persönlichen Krise, unternahm Emil Rupflin eine ausgedehnte Bildungsreise nach Deutschland und Österreich und gestaltete im Anschluss daran sein Werk massiv um. Dabei besuchte unter anderem:

1. das Diakoniewerk der Gräfin de la Tour in Kärnten,
2. das Waisenhaus in Waiern/Kärnten,
3. das Diakoniewerk in Gallneukirchen und
4. den «Friedenshort» der Diakonisse Eva von Thiele-Winckler in Oberschlesien.¹⁰¹

Gemeinsam waren den besuchten Heimen ihr pietistischer Ursprung und die diakonische Lebensweise. Alle waren bereits im 19. Jahrhundert entstanden. Mehrere der Institutionen fussten auf den Ideen der Stiftung Bethel Friedrich von Bodelschwings, auf die sich *Gott hilft* auch immer wieder bezog.¹⁰² Diese ebenfalls diakonische Stiftung war ein Werk der *Inneren Mission* und Bodelschwing sah es als göttliche Berufung, sich um «Menschen, die niemand haben will», zu kümmern.

Emil Rupflin kehrte begeistert und erfüllt von seiner siebenwöchigen Reise zurück. Er fühlte sich darin bestärkt, von sich und den Mitarbeitenden noch intensiver die vollständige Hingabe an das *Gott hilft*-Werk einzufordern. Er war

beeindruckt von der peinlichen Sauberkeit und Ordnung in allen Anstalten, von den weissen Tischtüchern und den Blumen in den Stuben. Nachdenklich nahm er zur Kenntnis, dass in einem Wiener Heim die Wände herausgerissen wurden, um grosse Schlafsäle zu errichten, während seine Stiftung begonnen hatte, kleinere Zimmer einzurichten. Mit gemischten Gefühlen schilderte er das Sonntagsfrühstück der Heimkinder in Schlesien: «zusammengeschütteten Kaffee mit Schweinefettbrotschnitten».¹⁰³ Im «Friedenshort» Eva von Thiele-Wincklers, die im Jahr seines Besuchs gestorben war, lernte er ihr Familiensystem kennen und war restlos davon angetan.

Dies war insofern erstaunlich, als das Familiensystem ja bereits seit längerem in pietistischen Heimen wie Beuggen oder dem *Rauhen Haus* praktiziert wurde. Thiele-Winckler nannte ihre «Familien» aber «Heimaten für Heimatlose» – eine Begrifflichkeit, die Rupflin gerne hörte. Die Diakonisse hatte nie eine grosse Anstalt aufgebaut, sondern ihre Kinder«heimaten» über Dörfer und Städte verstreut. Die Kinder sollten so gemeindenah und familienähnlich mit einer Diakonisse als «Mutter» leben. Dank dieser Geborgenheit, so ihre Überzeugung, war bereits das Wesentliche für die Kinder erreicht. Erziehung, so befand sie, «ereignet sich» und braucht keine wissenschaftliche Erklärung; ob Gott zur «Rettung» der Kinderseelen bereit war, konnte nicht von Menschen beeinflusst werden. Aber den Kindern eine arbeitsame, fröhliche und gottvertrauende Atmosphäre zu gestalten, gehörte zur Aufgabe der «Heimaten».¹⁰⁴ Diese Haltung überzeugte Emil Rupflin sehr.

Er schien sich nie zu wundern, dass die «Heimaten» von Hausmüttern ohne Hausväter geleitet wurden, obwohl dies nicht seinem Bild einer Familie entsprach. Thiele-Wincklers Werk umfasste mehr als 700 Diakonissen, die – angesichts des Arbeitskräftemangels – auch bereit sein mussten, die Schweine zu füttern und die Kühe zu melken. Das Diakonissenwerk bildete ein eindruckliches Gegenstück zum *Rauhen Haus* und anderen Heimen, in denen nur männliche Erzieher arbeiteten.

Rupflins Interesse galt insbesondere den Details; der Tageseinteilung, dem Speisezettel, der Kinderkleidung, dem Zustand der Spielsachen und natürlich der Landwirtschaft. Die pädagogischen Fragen, die viele seiner Mitarbeitenden so sehr quälten – das Strafen, das Weglaufen der Kinder, die Renitenz der Eltern –, schienen auf seiner Reise kein Thema gewesen zu sein. Nach seiner Rückkehr setzte Rupflin in kürzester Frist das Familiensystem in den meisten der *Gott hilft*-Heime um. Die Reise bildete ferner den Beginn der Ausdehnung des *Gott hilft*-Werks auf weitere Zweige der Inneren Mission.

Die ‹Heimfamilien› bei Gott hilft

Emil Rupflin strebte von Anfang an einen ‹familiären› Betrieb in seinen Heimen an. Nicht umsonst wurden er ‹Vater› und seine Frau ‹Mutterli› genannt. Nach seiner Bildungsreise zu Eva von Thiele-Winckler strukturierte er alle Heime nach dem Familiensystem um. Ihn überzeugten insbesondere zwei Gründe:

1. Mit den neuen ‹Heimfamilien› wollte er dafür sorgen, dass das einzelne Kind in seiner Individualität besser wahrgenommen würde.
2. Die zahlreichen Geschwister in den *Gott hilft*-Heimen sollten so gemeinsam aufwachsen können.

Konkret entstanden innert weniger Tage in Zizers vier ‹Familien› mit je 12 bis 14 Kindern ab zwei Jahren.¹⁰⁵ Die ganz Kleinen blieben in einer Gruppe zusammen, ebenso wie die älteren Knaben. Jede ‹Familie› verfügte über eigene Schlafräume, eine eigene Stube, eigene Hauseltern oder eine Hausmutter und einen eigenen Namen (z. B. Dachschnalben, Buchfinken, Leuchtkäfer, Bienli). Gegessen, gekocht und gewaschen wurde zentral. ‹Für die Kinder war es eine Wohltat. Wir hatten ja gelegentlich bis zu sieben Geschwister aus der gleichen Familie, die nach der früheren Ordnung auseinandergerissen worden waren. Nun konnten sie beisammen bleiben und miteinander aufwachsen. Das war für sie schon ein wichtiger Familienersatz.›¹⁰⁶ Emil Rupflin verwendete hier den Begriff der Familie mehrdeutig: War nun das Zusammenleben als Geschwister für diese der Familienersatz oder war es die neue ‹Heimfamilie›?

Aus Sicht der Pädagoginnen und Pädagogen überwogen die Vorteile der Umstrukturierung. Von den Kindern sind keine Aussagen dazu überliefert. Fritz Wittwer, ein vorerst skeptischer Hausvater, konstatierte nach der Umstellung: ‹Seit wir unsere Zöglinge in drei, seit dem Neubau in vier Familien aufteilten und möglichst selbständigen ‹Müttern› anvertrauten, vollzieht sich unser Leben viel friedlicher, freundlicher und freier [...]. Wir erfahren, dass die grössere Freiheit unerlässlich ist für das spätere freie Leben nach ihrer Entlassung.›¹⁰⁷ Die angenehmere Ruhe in den Einheiten war allerdings auch den 14 zusätzlichen Mitarbeitenden zu verdanken, die die Umstellung auf das Familiensystem gefordert hatte.

‹Ja, Mütter brauchen wir in unseren verschiedenen Heimen [...], die ihnen [den Kindern, cl] im mütterlichen Sinn und Geist zur Seite stehen. Aber wir brauchen auch Väter [...], die [...] mit ihren Gaben, sei es im Garten, in der Landwirtschaft, in Werkstätten und Schulen mitdienen.›¹¹¹ Damit schrieb Rupflin die erzieherische Funktion ausschliesslich den Frauen und ihrer ‹Mütterlichkeit› zu, während die Männer fürs ‹Mitdienen› wichtig waren. Es gab durchaus Hausmütter, die in dieser Funktion aufblühten: ‹Fragt man

Das Familiensystem

Dem Familiensystem zugrunde liegt das bürgerliche Familienbild aus dem 18. Jahrhundert. Die Familie wurde damals als Gegensatz zur bürgerlich-städtischen Arbeitswelt entworfen und sollte ein Ort der Privatheit und der emotionalen Verbundenheit werden. Die Pflege dieses Orts wurde in erster Linie der Frau und Mutter übertragen, die man aufgrund ihres «mütterlichen Instinkts» dafür geeignet hielt. Der Mann und Vater verkörperte die äussere Welt und die innerfamiliäre Autorität. Dieses Idealbild der bürgerlichen Familie entwickelte in den folgenden Jahrhunderten eine grosse Sogkraft und überdeckte alle anderen Formen eines familiären Zusammenlebens.¹⁰⁸ Schon Johann Heinrich Pestalozzi (1746–1827) hatte die Familie als Vorbild für die ausserfamiliäre Kindererziehung übernommen. In seinen Augen hatten der Heimvater und die Heimmutter die Kinder ebenso bedingungslos zu lieben wie leibliche Eltern im bürgerlichen Familienideal. In seiner «Wohnstuben»-Pädagogik sollte das Heim ebenso wie die Familie zum Ort einer herzlichen Bindung und liebevollen Ordnung werden.¹⁰⁹

Im Gegensatz zu den grossen, meist kasernenartig gebauten und geführten Waisenhäusern des 18. Jahrhunderts wurde in einer harschen Kritikwelle zuerst die vermehrte Unterbringung der Kinder bei ländlichen Familien gefordert. Im 19. Jahrhundert entwickelte sich dann das sogenannte Familiensystem, auch als Antwort der Kinderheime auf die «Konkurrenz» der Pflegefamilien.

Insbesondere die pietistischen Rettungshäuser betonten eine familiäre Atmosphäre. Sie hatten dabei die Konkurrenz zu den leiblichen – und aus ihrer Sicht oft liederlichen – Familien der Kinder im Auge. Organisatorisch blieben allerdings sehr grosse Einheiten bestehen, so dass nicht von einer Umsetzung einer Familienähnlichkeit gesprochen werden kann. Erst allmählich setzten sich kleinere und altersdurchmischte Einheiten mit 10 bis 12 Kindern durch, die eine «Mutter» oder einen «Vater» als Bezugsperson hatten. War das Heim für beide Geschlechter offen, so sollten es auch die «Familien» sein. Der Neubau des protestantischen Mädchenheims der Viktoriastiftung in Bern von 1864 umfasste zum Beispiel vier «freundliche Privathäuser» mit je vier «Familien»wohnungen.¹¹⁰ Die Wohnungen bestanden aus einer Wohnstube, einem Schlafsaal und einem Waschzimmer. Das Personal schlief (bis ca. 1930) bei den Mädchen und gegessen wurde im gemeinsamen Esssaal des Heims.

Das Familiensystem war nie genau definiert und konnte deshalb auch Verschiedenes beinhalten: von der familiären Atmosphäre in grossen Heimstrukturen über kleinere, alters- und geschlechterdurchmischte Einheiten mit Grossküche, Ess- und Schlafsaal bis zu eigentlichen grossfamiliären Einheiten. Die Betonung der Familiarität sollte die Heime gegen aussen sympathisch erscheinen lassen.

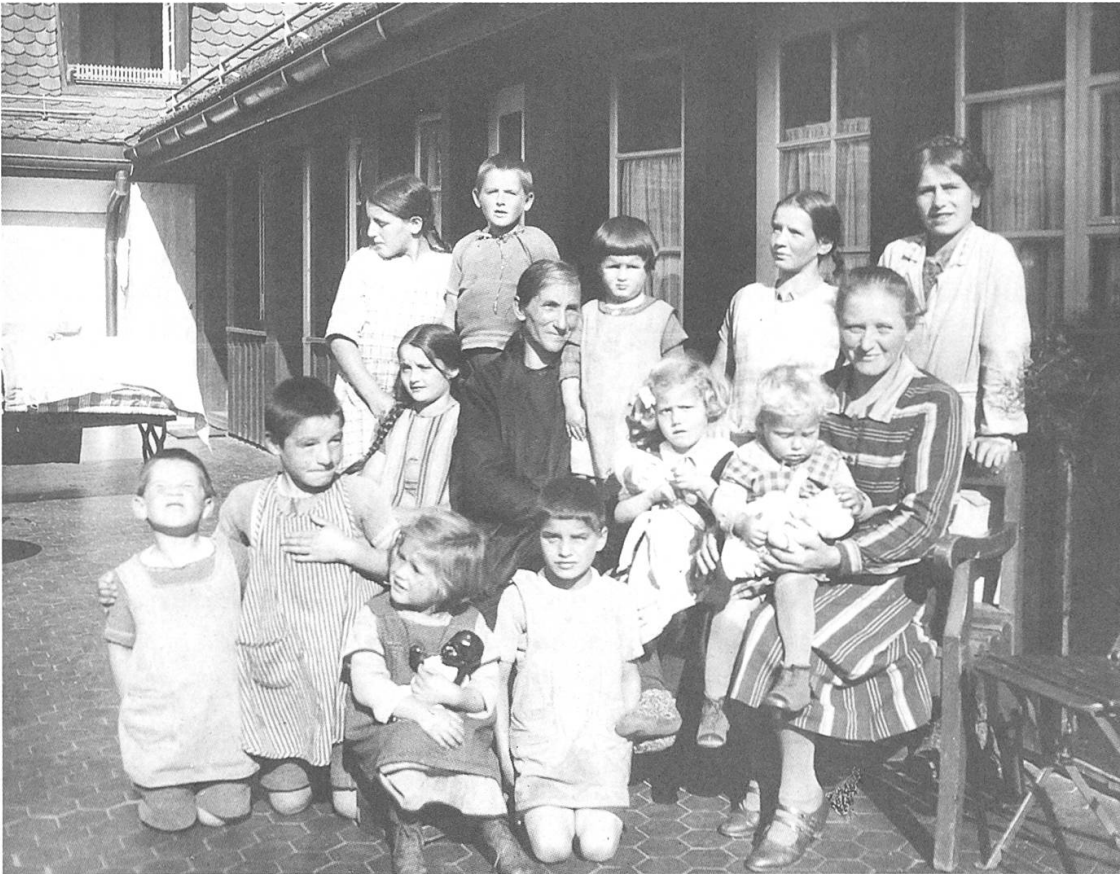
mich nach meinem Dienst im Kinderheim, lautet meine Antwort oft: «Ich wohne in einem Häuschen ohne Küche, besitze dreizehn Kinder und keinen Mann.» Dass ich dabei restlos glücklich bin, soll ohne Erwähnung zu spüren sein», jubelte die «Schwalbenmutter». ¹¹²

Emil Rupflin folgte im Wesentlichen dem vorherrschenden Bild der Mutterrolle. Gemäss der Flut an Ratgebern für die Hausfrau, die nach dem Zweiten Weltkrieg erschienen, gehörte zu den Aufgaben der Hausfrau und Mutter: die Erstellung des Budgets und die Verwaltung des Geldes, die tägliche Zubereitung von mindestens drei Mahlzeiten, das Waschen, Putzen, Bügeln, Flickern, Nähen, die Besorgung des Gartens, das Einmachen von Früchten und Gemüse sowie die Beaufsichtigung und Erziehung der Kinder. Und bei all dem war «eine Frau, die [...] nirgends in den Räumen ein paar Blumen aufgestellt hat, [...] irgendwie verdächtig». ¹¹³ Es herrschte die Zeit, in der man überzeugt war, dass der «Wohnstubenraub» (d. h. die Erwerbstätigkeit der Mutter) direkt zur Jugendkriminalität führe.

Das Familiensystem kann deshalb so gelesen werden: Da die «Mütterlichkeit» in der Natur der Frau lag, die sie deshalb zu all den oben erwähnten Aufgaben befähigte, war auch eine Hausmutter bei *Gott hilft* in der Lage, mehrere Kinder zu erziehen. Zwar lebten deutlich mehr – und oft schwierigere – Kinder in den «Heimfamilien», dafür wurde sie bei den Haushaltsaufgaben von Gehilfinnen und Männern unterstützt.

Erst ab den 1950er-Jahren veränderte sich dieses Mutterbild. Einfluss hatten dabei neue psychologische Erkenntnisse, insbesondere die Psychoanalyse von Sigmund Freud. ¹¹⁴ Sie sprach der Mutter einen grossen Einfluss auf die psychische Gesundheit des Kindes und seine Triebdynamik zu. Muttersein wurde nun nicht mehr bloss als eine Angelegenheit des Instinkts gesehen, sondern wurde zu einer des Wissens. Während die Anforderungen an Mütter nochmals stiegen, ertönte spätestens seit den 1970er-Jahren auch der Ruf der Wirtschaft nach einer Beteiligung der Mütter am Erwerbsleben, mindestens in konjunkturstarke Zeiten.

Auch innerhalb der Stiftung *Gott hilft* veränderte sich die Rolle der Frauen, besonders diejenige der Mütter. Ab den 1970er-Jahren begannen sich die Mitarbeiterinnen nach der Geburt ihres ersten Kindes vermehrt um die Erziehung der eigenen Kinder zu kümmern. Sie zogen sich deshalb zeitweilig aus der Mitarbeit in den Kinderheimen zurück. Der Rückzug der Mütter entsprach den Wünschen der mitarbeitenden Ehepaare. Denn die Praxis der Pionierzeiten, als die Lebensgemeinschaft kaum eine Privatsphäre gekannt hatte, war für die wenigsten befriedigend. Die Stiftungsleitung stützte den Rückzug, wahrscheinlich aus ideologischen Gründen. Damit handelte man sich neue Probleme ein: Im Hinblick auf die Arbeits- und Lebensbedingungen



Berta Defila (mit dunkler Jacke) und eine Mitarbeiterin mit ihrer ‹Leuchtkäferfamilie›, bestehend aus 12 Kindern unterschiedlichen Alters und beiderlei Geschlechts auf der Terrasse der ‹Familien›wohnung in Zizers (Aufnahme um 1955).

entstanden grosse Unterschiede zwischen ledigen und verheirateten Frauen, aber auch unter den verheirateten Frauen, da einzelne dennoch sehr viel, andere aber nur noch wenig im Betrieb mitarbeiteten.

Dazu kam eine irritierende Haltung: Es wurde mit grosser Selbstverständlichkeit betont, dass für den Mann neben der Erziehung der Heimkinder eine «befriedigende Nebenaufgabe» notwendig sei, sollte er ausgefüllt und zufrieden leben.¹¹⁵ Welche Botschaft vermittelte man damit den Heimkindern? Die Hausmutter wandte sich von ihnen ab und setzte die Priorität anders, sobald sie eigene Kinder hatte. Die Heimkinder wurden damit vermehrt zum Arbeitsfeld des Mannes, der wiederum nur zufrieden war, wenn er eine «befriedigende Nebenaufgabe» erhielt. Der Eindruck entstand, dass die Kinder sowohl für die Hausmutter wie für den Hausvater keine vorrangige Bedeutung mehr hatten. Innerhalb der Mitarbeitendenfamilien blieb so das klassische Familienbild zwar erhalten, während für die Heimkinder die Familienähnlichkeit schwand.

Mit dem Ausbau professioneller Strukturen wurde das Familiensystem neu reflektiert, nicht nur bei *Gott hilft*. Man begann vom Konzept einer familiären Erziehung abzuweichen und suchte einen Zwischenweg, die sogenannte *familiale Erziehung*. Heute wird diese (leichte) Abkehr vom Familiensystem pädagogisch vor allem deshalb begrüsst, weil vermutet wird, dass die gekünstelte Intimität einer simulierten Familie Missbrauch fördern kann.¹¹⁶ Aber erst mit der Einführung des Gruppensystems in den Kinderheimen wurde für die Heimkinder wieder Klarheit über den Ort und die Zugehörigkeit geschaffen (vgl. Kap. 6.4).¹¹⁷

Das Familiensystem hatte sich bereits in den 1960er-Jahren in den einzelnen Institutionen aufgeweicht. Bei Umbauten berichteten Heimeltern stolz, dass Mädchen und Knaben nun in getrennten Häusern aufwachsen könnten (zum Beispiel in Herrliberg) oder auf getrennten Stockwerken (zum Beispiel in Trimmis). Die Reduktion der Arbeitszeiten, die in der Stiftung spät einsetzte, trug das Ihre dazu bei, dass von der Familienähnlichkeit kaum mehr die Rede sein konnte.

5.6 Das Verhältnis der Stiftung zum Kanton

Über das Heimwesen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts schrieb ein deutscher Erziehungswissenschaftler: «Heime waren – in einem Rechtsstaat – rechtlose Orte.»¹¹⁸ Für die Schweiz und für die Stiftung *Gott hilft* stimmte dies so nicht ganz. Abgesehen vom Schulinspektor, der die Heimschulen inspizierte, waren eigentlich die Vormünder der Kinder zur Aufsicht verpflichtet.¹¹⁹

Selten wurde allerdings ein solcher Aufsichtsbesuch erwähnt, wie 1955 als der Jugendsekretär von Meilen zusammen mit der Fürsorgerin unangemeldet in Herrliberg erschien.¹²⁰ So scheint es, dass für die Gründung der ersten *Gott hilft*-Heime nichts weiter als ein gewöhnlicher Mietvertrag nötig war. Erst mit der Stiftungsgründung 1927 bestand eine Rechtsform (vgl. Kap. 8). Bis sich aber der Staat – insbesondere der Kanton – tatsächlich in die Heimerziehung mittels Vorgaben und Bedingungen einmischte, dauerte es noch lange.

Die Skepsis gegenüber dem Staat

Die junge *Gott hilft*-Stiftung legte grossen Wert auf Distanz zum Staat. Emil Rupflin wollte sich in keine andere Abhängigkeit als die von Gott begeben. Die Aussage ist insofern zu relativieren, als Zuwendungen aus dem Alkoholzehntel gerne angenommen wurden, ebenso wie Gaben aus Sammlungen oder einzelne Spenden.¹²¹ Aber die Stiftung blieb zurückhaltend in ihrem Verhältnis zur öffentlichen Hand und war zu keinen Kompromissen bereit.

1947 begründete der theologische Mitarbeiter der Stiftung im Bibelheim Seewis, Georg Tischhauser, diese Zurückhaltung mit der Bibel: Der Staat sei eine Notordnung zur Abwehr des Bösen, der aber von sündigen Menschen verwaltet würde. Die Bibel weise deutlich auf die Gefahr hin, dass sich der Staat «ins gewalttätige, triebhafte und von unten bestimmte Tierwesen hinein entwickeln könnte».¹²² Diese Gefahr sah Tischhauser für die Schweiz bereits gegeben durch die Betonung der Macht des Volkes und durch eine «Entchristlichung der Gesetzgebung», die in der Nachkriegszeit stattfand.¹²³ «Darum haben wir als Christen die Pflicht, unsere Kräfte einzusetzen zur Abwehr gegen die immer weiter greifende Versklavung des Menschen an den Staat.»¹²⁴ Sein Vokabular erinnerte an dasjenige des Kalten Kriegs, wo die «Versklavung durch den Staat» als die Bedrohung von links gesehen wurde. In seiner Abhandlung spiegelte sich auch die Angst vor dem aufkeimenden Sozialstaat, der christlichen Organisationen – in ihrer Sichtweise – die Lebensgrundlage zu entziehen drohte.

Trotz des düsteren Bilds vom Staat betonte Georg Tischhauser, dass die Mitarbeitenden der Stiftung dem Staat dienten und ihn damit finanziell entlasteten. Diese Aussage war der Annahme geschuldet, dass private Heime kostengünstiger wirtschafteten als staatliche. Wichtiger war ihm allerdings, dass die christlichen Organisationen dank ihrem Tun der Entwicklung des Staates zum «Tierwesen» entgegen wirkten. «Staat und Gemeinden lassen sich diesen Dienst bis heute gefallen. Darüber freuen wir uns», schrieb er, um sich allerdings im nächsten Absatz zu beklagen, dass der Staat an die bisherige Subvention für Schwererziehbare die Bedingung knüpfte, dass Kostgelder

eingetrieben werden müssten. Tatsächlich war eine Subventionierung durch den Bund mit der Auflage verbunden, mindestens für die Hälfte der Kinder das Kostgeld zu verlangen. Der Stiftungsrat entschied sich 1947 für die Freiheit, Kinder auch weiterhin ohne Kostgeld aufzunehmen und verzichtete in der Folge auf die Subvention.¹²⁵

Tischhauser klagte weiter, dass die Mitarbeitenden, die alle für Gottes Lohn arbeiteten, dennoch steuerpflichtig seien und warf dem Kanton Graubünden vor, dass dieser Schulheime als Privatschulen nicht finanziell unterstützte. 1931 hatte die Stiftung zusammen mit dem katholischen Verein der Waisen- und Erziehungsanstalt Löwenberg/Schluein beim Bündner Kleinen Rat beantragt, die Lehrpersonen in beiden Schulheimen vom Staat besolden zu lassen. Obwohl die beiden Organisationen die politische Unterstützung aus dem reformierten wie dem katholischen Lager erhielten, lehnte der Kleine Rat das Gesuch ab. Der Vorgang verdeutlichte aber, dass die Stiftung in der Not (des Lehrermangels) bereit war, pragmatische Lösungen zu suchen, selbst mit dem Staat.

Die Anfänge der staatlichen Aufsicht

1954 erliess der Bündner Kleine Rat die erste Verordnung über die Kinderheime, ein Jahr später eine über die Pflegekinder. Damit wurden alle Heime der Stiftung bewilligungspflichtig und durch das Fürsorgeamt beaufsichtigt. Die Bewilligung wurde einem Heimleiter oder einer Heimleiterin erteilt, wenn sie oder er «gesundheitlich, charakterlich und fachlich» für diese Aufgabe geeignet war.¹²⁶ Die Umsetzung dieser Anforderung geschah auf spezielle Art: Die Heimleiterin in Igis wurde als «rundliche, lebhaft, fröhliche» Frau für ihre Aufgabe als ebenso geeignet angesehen wie die «unternehmungslustige, tatkräftige» und ebenfalls «fröhliche» Marguerite Rupflin-Knecht, die insbesondere von einem Teil der Heimkinder als sadistisch erlebt wurde.¹²⁷

Grundsätzlich vermied die Verordnung konkrete Anforderungen. So blieben die Vorschriften über das Verhältnis der Zahl der Beschäftigten zur Anzahl der Kinder oder zur erzieherischen Aufgabe vage: «Die Heimleitung hat den Nachweis zu erbringen, dass die Zahl der regelmässig mit der Pflege und der Erziehung der Kinder beschäftigten Erwachsenen der Aufgabe des Heimes und der Zahl der zu betreuenden Kinder entspricht.»¹²⁸ Deutlich spürbar ging der Text davon aus, dass sich Heimleitungen und Aufsichtspersonen in einem vernünftigen Austausch finden würden. In einer vorprofessionellen Ära, in der weder die privaten Institutionen mittels Diplomen ihre Fähigkeiten belegen, noch die Beamten über fundiertes pädagogisches Wissen verfügen mussten, wurde das Vertrauensgespräch als der gangbarste Weg gesehen.

Sehr detailliert listete die Verordnung hingegen die baulichen und räumlichen Anforderungen auf, insbesondere im Hinblick auf die Gesundheit der Kinder, die damit gewährleistet werden sollte. Das Bauwerk musste sonnig und trocken sein, die Aufenthaltsräume der Kinder – nicht die Schlafzimmer – heizbar, Bade- und Waschvorrichtungen vorhanden sein und neben jedem Abort ein Handwaschbecken zur Verfügung stehen.¹²⁹ Die Verordnung war aufgrund der bereits früher erlassenen Sanitätsverordnung erarbeitet worden.

Die Aufsicht durch das Fürsorgeamt sollte «in der Regel einmal jährlich oder so oft als nötig» erfolgen.¹³⁰ Ob dies so strikte gehandhabt wurde, lässt sich nicht mehr sagen. Es sind nur wenige Aufsichtsberichte erhalten, längst nicht von jedem Jahr. Möglich ist allerdings auch, dass keine schriftlichen Berichte angefertigt wurden, da dies die Verordnung nicht verlangte.

Die Pflegekinderverordnung von 1955 legte fest, dass es sich bei der Aufnahme von mehr als drei Kindern um ein Heim und nicht mehr um eine Pflegefamilie handelte.¹³¹ Dies war eine tiefe Hürde, die den Kinderheimen entgegenkam, da sie die Konkurrenz der Pflegefamilien schwächte.

Die Übernahme von Verantwortung durch den Staat wurde in den *Gott hilft*-Heimen vorerst skeptisch betrachtet. Mehrfach wurde die «Verbürokratisierung» beklagt, die die frühere Autonomie des *Gott hilft*-Werks bedrohte.¹³² Diese Zurückhaltung war wahrscheinlich mehr den oben beschriebenen Vorbehalten gegenüber dem unchristlichen Staat geschuldet, als dass die *Gott hilft*-Mitarbeitenden die Resultate der Aufsicht gescheut hätten. Der Fürsorgechef Graubündens, Alfons Willi, und seine Mitarbeitenden waren in ihren Aufsichtsberichten voll des Lobes für die *Gott hilft*-Heime: «[...] man hat ausgesprochen den Eindruck, dass das Wohlergehen der Kinder im Mittelpunkt steht, [...] die sonstige typische Heimatmosphäre [wird] vermieden und ein wirklicher Familiengeist gepflegt», tönnte es über das Kinderheim in Igis. Die Atmosphäre im Heim in Sent wurde drei Mal (1956, 1959 und 1963) als sehr einfach, altmodisch, aber fröhlich und herzlich beschrieben.¹³³ Beim 50-jährigen Jubiläum der Stiftung zählte nicht nur Alfons Willi, sondern auch der Bündner Regierungspräsident und ein Vertreter des Bundesamtes für Sozialversicherungen zu den Gästen.¹³⁴ Das Eis schien gebrochen.

Für die Kinderheime der Stiftung von grosser Wichtigkeit war, dass das kantonale Fürsorgewesen zum Geschäftsbereich des Erziehungsdepartements gehörte.¹³⁵ Dank dieser Zugehörigkeit wurden die pädagogischen Aufgaben der Heime sowohl im schulischen wie im nichtschulischen Bereich vom Erziehungsdepartement wahrgenommen und damit als Teile des Erziehungswesens anerkannt. Dies sollte sich später ändern.

5.7 Zusammenfassung

Emil Rupflin und die *Gott hilft*-Heime standen im Spannungsfeld einer Gesellschaft, die die Massenarmut als selbstverschuldet ansah und sie vorwiegend mit erzieherischen und bevormundenden Massnahmen angehen wollte. Dazu war man auf christliche Heime angewiesen, die in erster Linie arme Kinder zu erziehen hatten. Erwartet wurde, dass den Kindern Disziplin, Ordnungssinn und die Fähigkeit streng zu arbeiten beigebracht wurden. Dies im Gegensatz zu den Bürgerkindern jener Jahre, bei denen das Lernen in der Schule bereits im Vordergrund stand.

Die *Gott hilft*-Heime versuchten, mit dem Familiensystem im Heim die bürgerlich-christliche Familie zu «simulieren». Sie wollten mit den «Heimfamilien» dem einzelnen Kind gerechter werden und den vielen Geschwistern ein gemeinsames Aufwachsen erlauben. Nicht gerechnet hatte man dabei mit dem Widerstand der leiblichen Eltern oder der Kinder selbst gegen die neuen «Familien».

Obwohl der Staat von den christlichen Heimen Unterstützung zur Lösung der sozialen Frage erwartete, kümmerte er sich in der Zwischenkriegszeit kaum um die Erziehungseinrichtungen. Ihre Christlichkeit schien genügend für Qualität zu bürgen. Emil Rupflin, der dem weltlichen Staat eine grosse Skepsis entgegenbrachte, war damit zufrieden.

Das Erziehungsverständnis der ersten Heim-Jahrzehnte wurde von den pietistischen Rettungsanstalten beeinflusst. Wie diese, ging man bei *Gott hilft* vom Erbübel der Menschen aus und verfolgte eine «Zwei-Welten-Pädagogik», die der Errettung der Seele ein gleich grosses Gewicht beimass wie der Erziehung zum tüchtigen Menschen. Die Erziehenden verfügten über keine pädagogische Ausbildung. Ihre Liebe zu den Kindern, die über den Glauben und den «mütterlichen Instinkt» der Erzieherinnen vorgegeben schien, sollte deren Erziehung ermöglichen. Die Liebe veranlasste Erziehende dazu, die Kinder zu beobachten und die Beobachtungen zu notieren.

Während von der Liebe zu den Kindern gern und oft die Rede war, wurden die Körperstrafen und die Demütigungen tabuisiert. Obwohl sowohl in pietistischen wie in anderen reformpädagogischen Kreisen über ein Für und Wider der Körperstrafe sowie der Anwendung psychischer Gewalt debattiert wurde, fehlten solche Auseinandersetzungen bei *Gott hilft*. Man wollte die schwierige Position der Kinderheime in der Öffentlichkeit der 1930er-Jahre nicht zusätzlich belasten und verschwieg die Schläge. Das alleinige Vertrauen auf Gottes Hilfe führte allerdings zur Überforderung der Mitarbeitenden. Viele sehnten sich nach Antworten auf ihre pädagogischen Fragen, ohne dass ihnen rechtzeitig Gehör geschenkt wurde.

So skeptisch Emil Rupflin einer pädagogischen Ausbildung gegenüberstand, so differenziert setzte er sich mit den erzieherischen Qualitäten der körperlichen Arbeit auseinander. Im Wachsen der Natur sah er die Parallele zum Reifen der Persönlichkeit. Die Disziplinierung durch die Arbeit war ihm zweifellos wichtig, jedoch sah er im gemeinsamen Arbeiten auf dem Feld auch die Möglichkeit zu gleichberechtigten Begegnungen mit den Kindern und erkannte das Selbstwertgefühl, dass viele Jugendliche in Feld und Garten entwickelten.

Rupflins Pädagogik, die er nie ausformulierte, war insofern eigenständig, als dass er die Mehrzahl seiner Heime der Leitung durch alleinstehende Frauen anvertraute. Er war auch keinesfalls realitätsfremd. Das Ziel, aus den Kindern ‹brauchbare Menschen› zu machen, blieb entscheidend, und er bedauerte mehrfach, dass kaum Möglichkeiten bestanden, Jugendliche während ihrer Lehrzeit im Heim zu behalten.